Jeremias Gotthelf
als Volkserzieher

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der philosophischen Fakultät (1. Sektion)
der K. Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

vorgelegt von

Wilhelm Rößle

Jena
Frommannsche Buchdruckerei
(Hermann Pohle)
Großherzogl. Sächs. Hofbuchdruckerei
1917

Eingereicht am 31. Juli 1916.

Genehmigt auf Antrag des Herrn Professor Becher.

Tag der mündlichen Prüfung 12. Januar 1917.

Meinen Eltern

zum Zeichen der Dankbarkeit

Inhalt.

Literatur.

J. G. (Albert Bitzius), Volksausgabe seiner Werke im Urtext, besorgt von Ferdinand Vetter, Bern 1898 ff.:

I. Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf, von ihm selbst beschrieben. (BS)
II. Leiden und Freuden eines Schulmeisters. 1. Teil. (SM)
III. Dasselbe. 2. Teil. (SM)
IV. Die Wassernot im Emmental am 13. August 1837. — Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen. — Dursli der Branntweinsäufer oder der heilige Weihnachtsabend.
V. Wie Uli der Knecht glücklich wird. Eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute. (UK)
VI. Uli der Knecht, 2. Teil. — Uli der Pächter. Ein Volksbuch. (UP)
VII. Die Armennot. — Ein Sylvestertraum. — Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein. (AN, SW)
VIII. Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. 1. Teil. (AB)
IX. Dasselbe. 2. Teil. (AB)
X. Käthi die Großmutter oder der wahre Weg durch jede Not.
Ergänzungsband: Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs. (Beitr.)

J. G., Gesammelte Werke, Berlin 1855—1858:

VII. VIII. IX. X. Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. 1. bis 4. Teil. (EB)
XI. Jakobs, des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz. (JW)
XIII. Geld und Geist oder die Versöhnung. (GG)
XIV. Zeitgeist und Berner Geist. (ZB)
XVII. Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber. (HJ)
XVIII. Der Geltstag oder die Wirtschaft nach der neuen Mode. (GT)
XIX. Die Erlebnisse eines Schuldenbauers. (SB)

Briefe von J. G. an Amtsrichter Burkhalter, herausgeg. von Joß, Bern 1897.
J. G. und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen, von Rudolf Hunziker.
Briefwechsel zwischen J. G. und A. E. Fröhlich, herausgeg. von Rudolf Hunziker.

Albert Bitzius (J. G.), sein Leben und seine Schriften, dargestellt von Dr. C. Manuel. Bd. XXIV der „Gesammelten Werke“.
J. G.s (Albert Bitzius') Leben und Schaffen, von Adolf Bartels. (J. G.s Ausgewählte Werke in 10 Bänden, Leipzig 1908, Bd. 1.)
Gabriel Muret, J. G., Paris 1914.

H. Riehl, Die Familie, Stuttgart 1861, 4. Kapitel.
G. Keller, Nachgelassene Schriften.
R. Saitschik, Meister der Schweizerischen Dichtung des 19. Jahrhunderts, Frauenfeld 1894.
J. G. Steck, J. G. als Theologe. Schweizerische Reformblätter, Bern 1898.
Dr. U. Lötscher, J. G. als Politiker, Bern 1905.
Lilli Haller, J. G. Studien zur Erzählungstechnik, Bern 1906.
Gabriel Muret, J. G. in seinen Beziehungen zu Deutschland, München 1914.
W. Tobler, J. G. und die Schule, Bern 1907.

I.

1. Der Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf gehört zunächst der Literaturgeschichte an. Er ist allerdings in dem Maße Dichter, daß sich seine Werke rein ästhetisch, ohne Berücksichtigung ihrer volkserzieherischen Absichten genießen lassen, ja, daß ihr Schwerpunkt im Dichterischen liegt. Dennoch stand für G. selbst das Dichterische nicht im Vordergrund. Er fühlte sich vor allem als Volkserzieher. Seine Werke entspringen in der Hauptsache erzieherischen Absichten und Nötigungen, und diesem Ursprung verdanken sie nicht nur ihre Problemstellung, sondern zum großen Teil auch ihre ganze Form und Anlage. G.s ganze Schriftstellerei wird getragen von seinem praktisch-pädagogischen Temperament. Denn G. ist ein „Tatmensch, eine zum praktischen Wirken berufene große Persönlichkeit" (Bartels), und die dichterische Arbeit ist für ihn nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, d. h. Mittel, um erzieherisch zu wirken. Ihm selbst erschien sein Schreiben gelegentlich nur als gewaltsamer Ausdruck seiner gehemmten und eingeengten Tatkraft. „Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt tun können, ich hätte nie geschrieben." Wenn er dennoch unter uns vor allem als großer Dichter fortlebt, und nicht als großer Volkserzieher, so kommt das daher, daß die Grundkraft seines Wesens die dichterische war, allerdings unlöslich verknüpft mit der praktisch-pädagogischen Richtung seines Geistes und seiner Natur[1]).

2. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß ein pädagogischer Schriftsteller sich zur Darlegung seiner Ideen und Bestrebungen der Form der dichterischen Darstellung bediente. Fast alle großen Pädagogen von Plato bis Pestalozzi haben das getan. Aber wir dürfen nur einmal G. mit einem der Genannten vergleichen, um zu erkennen, wie sehr seine eigentliche Genialität nicht sowohl im Pädagogischen, als eben im Dichterischen liegt. Denn als Erzieher ist er nie im tiefsten Sinn schöpferisch wie etwa Rousseau oder Pestalozzi. Er empfindet zwar ungemein stark die Not der Zeit oder des Einzelnen, sein ganzes Temperament drängt nach Abhilfe, aber er erschaut und erfindet nicht mit genialer Sicherheit Mittel und Wege zu dieser Abhilfe. Die tiefgreifenden sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen seiner Zeit hat er eigentlich nie pädagogisch verarbeitet; er hält ihnen konsequent das Alte entgegen, und so berechtigt das in seinem Kern ist, hört er damit doch da auf, wo der schöpferische Pädagoge zu beginnen hätte: für neue Bedingungen neue Formen und Ordnungen des Lebens und der Erziehung

---

1) Vgl. hierzu Bartels, S. 28 ff.

zu finden. G. ist als Volkserzieher mehr Mahner und Warner, Kämpfer und Kritiker, kein genialer pädagogischer Bahnbrecher; er ist mehr Ethiker und Psychologe als eigentlicher Techniker der Menschenbildung. Woran das liegt, ist schwer zu sagen. Sicherlich liegt es zum Teil an G.s mangelndem Sinn für das Gedanklich-konstruktive. G. war kein philosophischer Kopf. Und wenn auch wahrhaft schöpferische Pädagogik immer auf genialer Erfassung und Durchdringung des konkreten Lebens beruht, so bedarf sie doch zu ihrer eigentlichen Ausbildung einer gedanklichen und bis zu gewissem Grade abstrakten Verarbeitung und ebensolcher Darstellung. Dafür war G. jedoch nicht geschaffen. Man merkt seinen wenigen nichtdichterischen Werken, z. B. der Armennot, an, wie wenig ihm die Form des allgemeinen Gedankens liegt, wie schwer es ihm wird, die voll erfaßte und ihm vertraute reale und konkrete Situation zu verlassen, und wie er immer wieder vom Allgemeinen zum Speziellen, vom Abstrakten zum Konkreten, vom Gedanken zum Beispiel und zum realen Tatbestand drängt. Anschauung ist ihm alles. Er erfaßt den Zusammenhang der Dinge nicht in erster Linie durch das zersetzende Medium des Verstandes, sondern durch die gesammelte Kraft der dichterischen Anschauung und stellt ihn demgemäß nicht dar in allgemeinen Begriffen und gedanklichen Entwicklungen, sondern in sinnfälliger und anschaulicher Gestaltung. Aber in dieser Richtung entwickelt er eine gewaltige Schöpferkraft. Mit mächtigen Organen der Anschauung und des Erlebens ausgerüstet, wirft er sich auf die Wirklichkeit und verarbeitet sie zu typischer Gestaltung, und insofern ist die geniale Grundkraft seines Wesens die künstlerisch-dichterische. Da jedoch diese Begabung fast ausschließlich praktisch-pädagogisch bestimmt ist und ihre ganze Kraft und Fülle in erster Linie auf die Durchdringung und Darstellung des Menschenlebens nach seiner pädagogischen und praktischen Seite richtet, so ist das Werk G.s auch rein pädagogisch von nicht geringer Bedeutung. Die Lektüre von G.s Werken verschafft dem Erzieher eine intime Berührung mit den schaffenden und wirkenden Kräften des menschlichen Lebens selbst, und das ist nicht überflüssig. An ausgedachten und ausgeklügelten pädagogischen Theorien haben wir keinen Mangel; was uns jedoch höchst not tut, das ist eine Versenkung in die Zusammenhänge und Probleme des realen Lebens. Dabei sind die Probleme, die G. aufwirft, keineswegs so zeitlich bedingt, wie mancher glauben machen möchte, sondern sie sind zum Teil von einer „ewigen Aktualität".

3. Aus dem Gesagten geht zugleich hervor, daß für G. die Form des Romans keine willkürlich gewählte ist, sondern für ihn die einzig mögliche und seiner Begabung vollständig adäquate Ausdrucksweise: Sie tut seinem bildnerischen und aufs Konkrete hindrängenden Geiste Genüge und verhindert doch nicht das gelegentliche Einflechten erläuternder Ansichten und Meinungen, wenn das Bedürfnis nach lehrhafter Interpretation bei ihm gar zu lebhaft wird. Damit sind zugleich die Richtlinien für die vorliegende Arbeit gegeben: es wäre ein ebenso unnötiges als vergebliches Unterfangen, aus G.s Werken ein allseitig durchdachtes und zusammenhängendes pädagogisches System konstruieren zu wollen. Was G. zu sagen hat, steckt in den Gestalten,

Vorgängen und Ereignissen der Romane selbst und kann nur an ihnen und in ihnen voll erfaßt und erlebt werden; die Einheit, die ihnen zugrunde liegt, ist keine logische, sondern eine immanente, in der großen und machtvollen Persönlichkeit G.s selbst wurzelnde. Es kann sich deshalb für uns nur darum handeln, die einzelnen Richtungen aufzuzeigen, in denen sich G.s pädagogische Absichten und Strebungen bewegen, ihren inneren Zusammenhang und die einheitliche Welt- und Lebensanschauung, von der sie getragen werden, nachzuweisen, im übrigen aber auf die Werke G.s selbst zu verweisen und nur so etwas wie einen pädagogischen Leitfaden durch dieselben zu geben. Daß dieser Versuch, sofern er gelingt, auch dem Aesthetiker dient, braucht kaum erst gesagt zu werden, denn G. der Volkserzieher führt direkt zu G. dem Dichter.

II.

1. Gotthelfs Welt- und Lebensanschauung entspricht natürlich vollständig der Struktur seiner Persönlichkeit. Sie ist so unphilosophisch wie möglich und stammt in ihrem eigentlichen Bestande aus zwei Quellen: seiner gewaltigen Erlebnis- und Erfahrungskraft einerseits und der religiösen Ueberlieferung andererseits, so zwar, daß ihren festen Kern die Ergebnisse seiner intensiven und bis ins Tiefste reichenden Erfahrung bilden, daß diese aber ihre entscheidende Deutung und Formulierung, ihren letzten Abschluß und Zusammenschluß erst im Lichte der überlieferten religiösen Wahrheiten finden. Diese innige und überaus fruchtbare gegenseitige Durchdringung von großartiger Empirie und traditionellem Offenbarungsglauben ist das Charakteristische an Gotthelfs Weltbild, dessen Bedeutung er sich übrigens wohl bewußt ist: „Wer aber nur im Leben lesen kann, liest und liest und kommt nicht zum Verständnis, findet Satz um Satz, aber nie deren Sinn, zieht Perlen um Perlen an einen unendlichen Faden, aber zu einer Kette kömmt er nicht, läuft und läuft, aber an den Ausweg gelangt er nicht, sucht, und das Rechte findet er nicht, im Leibe findet er den Geist nicht, in der Welt Gott nicht, und darum findet er das Heil nicht. . . . Aber wo der Mensch mit beiden Augen in beide Bücher sieht, da nahen sich Himmel und Erde, ist der Himmel offen: Engel Gottes steigen auf und nieder, strömende Offenbarungen verklären das Leben, heiligen die Zustände, die Bibel gibt dem Leben seine Weihe, das Leben macht die Bibel lebendig. Gott wird ihm lebendig, und klar der Mensch in der eigenen Brust“ (AB 74 ff.). Dabei ist das Religiöse bei G. keineswegs das Primäre, wie etwa bei einer ausschließlich religiös angelegten Natur, sondern eher das Sekundäre. Denn G. ist nichts weniger als transzendental gerichtet. Er ist ein Weltmensch in der höheren Bedeutung des Worts, insofern, als er mit ganzer Seele, mit allen Kräften und seinem ganzen Willen schauend und handelnd in dieser Welt steht und auf sie wirken will. Erst von hier aus, aus seiner kraftvollen Ergreifung und Durchdringung dieser

Welt heraus entsteht für ihn das Bedürfnis nach einer tieferen und umfassenderen Interpretation derselben, als sie die bloß individuelle Erfahrung zu bieten vermag, und so wächst seine Religiosität aus seiner in stärkstem Maße auf das Diesseitige eingestellten Natur ganz organisch heraus. Nur das Feld seiner Wirksamkeit liegt in dieser Welt, Sinn, Ziel und Bedeutung erhält sie aus einer weit überlegenen und höheren Welt; das Unsichtbare ist das eigentlich Wirkliche, das Sichtbare ist nur Gleichnis. Und so baut sich ihm unter dem Blickpunkt des Ewigen eine zwar beschränkte, aber nichtsdestoweniger gewaltige Gesamtanschauung der Welt und des Lebens auf.

2. Den Mittelpunkt derselben bildet die Anschauung vom Menschen. Das liegt in der durchaus praktisch gerichteten Natur Gotthelfs, welchen vor allem die seelisch-sittlichen Probleme des Menschenlebens interessieren: „Woher kommen wir? Ist unsere eigene Menschwerdung nicht ein Wunder, ein Wunder unser Ringen mit der Materie, der Sieg über sie außer uns, das schwere Kämpfen in uns? . . Wie haben wir uns hinzugeben und doch das Individuum zu bewahren usw.? Seht, das sind Wunder, über die ich sinne, in die ich mich verliere, über die ich aber wiederum nicht disputieren kann. . . ." (Brief an Burkhalter vom 27. Okt. 1840.)

Natürlich ist auch Gotthelfs Anschauung vom Menschen wie alles andere bei ihm weder philosophisch noch dogmatisch begründet oder ausgebaut, sondern sie ist durchaus empirisch und steckt für gewöhnlich in der Konkretion seiner Darstellung, ist also „Anschauung" im eigentlichsten Sinn des Wortes; wo er neben der konkreten Darstellung auf sie zu reden kommt, geschieht dies in allgemeinsten, religiös gefärbten Bildern und Gleichnissen. Im Grunde wurzelt seine gesamte Anschauung vom Menschen und vom Menschenleben in der einen großen Zentralerfahrung vom sittlichen Kampf, der sich in den mannigfachsten Formen in der Menschenseele abspielt, von den beiden Mächten, denen der Mensch sich angehörig fühlt, und die in seinem Innern um die Herrschaft ringen, von dem Bewußtsein einer höheren Bestimmung auf der einen und des tiefen Ungenügens auf der andern Seite. Diese Erfahrung erhält in den überlieferten Formen der christlichen Religion ihren entscheidenden Ausdruck, zugleich ihre tiefere Deutung und ihre Wendung ins Aktive: „Er sieht, wie Gott den Menschen ziehen will nach oben, der Mensch dagegen Gott niederkämpfen in den Staub; er fühlt den Kampf in der eigenen Seele, in tiefer Demut erkennet er sein sündig Wesen in jeglicher Verzweigung, in froher Zuversicht aber auch seine hohe Berufung und die Macht Gottes über die Sünde" (AB 75). Das menschliche Einzelschicksal wird an das Ewige angeknüpft, der Mensch an dem Kampf der besseren Macht in ihm selbst im Tiefsten interessiert, und das ganze menschliche Leben erhält auf diese Weise den Aspekt einer großen überwältigenden Aufgabe: des Kampfes um die ewige Existenz. „Im Herzen steckt von Anfang an und von Natur der alte Mensch, der da böse ist und verkehrt, Gott und den Nächsten haßt, sich allein liebt, lüstern ist nach der Welt, ihren Genüssen und Schätzen, der da einen Boden hat für alles Unkraut empfänglich, nicht für die Lust allein, absonderlich auch für Neid, Zorn, Haß und Rachgierigkeit. .

Dieser alte Mensch ist ein Zwillingsbruder der Welt draußen; je mehr derselbe der Schwester abgewinnt, desto üppiger schwillt er auf, desto üppiger wird die Welt drinnen, desto größer ihre Gewalt, desto grausiger ihre Tyrannei über die arme Seele, wenn nämlich der dritte Kampf[1]) nicht entbrannt ist um die Emanzipation der Seele oder des neuen Menschen, der Kampf um das Himmelreich. . . . Der alte Mensch ist der erste, der Erstgeborene, wenn man will. Es schlummert aber im gleichen Gehäuse ein zweiter Mensch, geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes, gefangen durch den alten Menschen. . . . Auf ihm liegt schwerer als der schwerste Stein auf märchenhaften Schätzen Moder und Schutt von Welt und Sünde" (UP 11 ff.). „Ein alt' schön' Lied sagt: Der Mensch sei halb Tier, halb Engel, das heißt, als Tier wird er geboren, ein Engel soll er werden. Dazu besitzt er die Anlagen, dazu hilft ihm Gott, dazu beruft ihn das Christentum. Aus dem Tier muß sich der Engel herauskämpfen, wie aus der Puppe der Schmetterling sich entfaltet" (AN 94).

3. In dieser nichts weniger als spekulativen, sondern durchaus praktischen und im eigentlichen Sinn pädagogischen Lebensanschauung liegen die Wurzeln von Gotthelfs gesamter Arbeit und damit auch seiner Schriftstellerei. Das Leben als eine große Erziehungsangelegenheit von ewiger Bedeutung: die Ueberzeugung von dieser Wahrheit ist Ausgangspunkt und Ziel zugleich seiner gesamten Wirksamkeit. Denn die wenigsten Menschen erfassen das Leben in dieser seiner eigentlichen Bedeutung als sittliche Aufgabe, geschweige, daß sie von seinen inneren Bedingungen als solcher, das ist seiner seelisch-sittlichen Dynamik und Technik eine mehr als oberflächliche Kenntnis besitzen. Sie beschäftigen sich wohl mit den äußeren, materiellen und greifbaren Voraussetzungen und Zusammenhängen des Daseins und beherrschen deren Technik nur zu gut, aber von den eigentlich tragenden und bewegenden Gründen desselben, eben den seelisch-sittlichen, und ihrer unerbittlichen Kausalität im Leben des Einzelnen und dem Verhältnis von Mensch zu Mensch haben sie oft keinen, meist nur einen ganz verschwommenen Begriff, und deshalb tappen sie in den folgenschwersten Beziehungen oft wie blind umher. „Der Mensch kennt alle Dinge der Erde; aber den Menschen kennt er nicht, da scheint er aus lauter Dummheit zusammengesetzt zu sein" (BS 92). „Von den Eigentümlichkeiten der Seele, ihren Krankheiten, den verschiedenen Folgen verschiedener Behandlungsweise, verschiedener Eindrücke haben die wenigsten Menschen einen Begriff" (AB 227). „Jeder Mensch steuert sein Schifflein einem Ziele zu, in bestimmter Richtung auf dem Ozean des Lebens. Hier sind auch Strömungen, die jeden erfassen, den meisten fehlen aber Karten und Kompaß, die Retter auf dem Meere. Unkundige sind sie, die von diesen Strömungen nichts wissen, in ihnen sich nicht zu wahren wissen, die vielleicht jubeln, daß es lustig gehe, und Augenblicke später mit zerschelltem Haupte am Strande liegen. . . . Ihnen entrinnen könnt ihr

---

1) Die Sperrungen in den Zitaten stammen durchweg vom Verfasser der Abhandlung

nicht, aber wollt ihr in ihnen euer Meister bleiben, so lernt diese Strömungen kennen; sie gehen alle von euch selbsten aus, bald als Eitelkeit, als Sinnenlust, Geld- oder Ehrgeiz, Liebe und Haß, Glaube und Unglaube" (SM 270). „Gar mancher Landmann weiß recht wohl, daß, wenn der Herbst gut, zur Zeit der Aussaat das Feld wohl gerüstet ist, die Aussaat früh und gut bestellt wird, die Ernte schon halb als gewonnen anzusehen ist. Aber in seinem eigenen persönlichen Leben vergißt er diesen Zusammenhang, tut, was ihn gelüstet, kümmert sich um keinen Menschen und kann am Ende nicht begreifen, warum ihn alles haßt" (GT 127). Die Hauptarbeit eines jeden Volkserziehers und Volksschriftstellers muß deshalb darin bestehen, die Menschen über diese tiefsten Bedingungen und Zusammenhänge des Daseins aufzuklären, „Lebenskunde" großen Stils zu treiben und dadurch den Einzelnen zur bewußten Ergreifung des Lebens als seiner höchsten Aufgabe anzuspornen und anzuleiten. Und in dieser Richtung bewegt sich Gotthelfs Arbeit. Mag auch ein jedes seiner Werke einer besonderen und individuellen pädagogischen und politischen Ansicht seine Entstehung verdanken und ein entsprechendes Thema behandeln, sie alle dienen doch in ihrer mannigfaltigsten Gestalt einem gemeinsamen und einheitlichen Zweck: einer großartigen und eindringlichen Demonstration der seelisch-sittlichen Grundlagen aller menschlichen Verhältnisse und Zustände und bieten in dieser Absicht eine ethisch-psychologische Durchdringung des menschlichen Lebens von ungeheurer und fast beispielloser Intensität.

4. Hieraus erklärt sich Gotthelfs starke und fast ausschließliche Konzentration auf das Seelische. Alle seine Romane sind mehr oder weniger psychologisch, und so anschauungsgesättigt und sinnlich greifbar bei ihm auch alles und jedes ist, es bezieht sich letzten Endes doch immer auf das Seelische. Denn die Geschichte der Seele in ihrer sittlichen Bedeutung ist es, die ihn vor allem interessiert. „Bei allem sinnlichen, echt poetischen Reiz der Darstellung, bei aller Frische der Farben, in welcher uns die Außenwelt erscheint, . . . sind doch die Herzen der Menschen, das innere Leben und seine Bewegungen der Mittelpunkt, um welchen die Erzählung sich bewegt, die von Anfang an in die Tiefe strebt, nach „des Herzens heilig stillen Räumen" und wiederum nach seinen Stürmen und Flutungen hin" [Manuel [1])]. „Das bloß rührige und wohl gelenkte Bauernhaus verschwindet, und das menschliche Herz tritt zutage. Ihm gehört das Buch an. Bitzius steigt als Dichter in seine Tiefen und bringt uns den wunderbaren Reichtum desselben, seine Fluten und Ebben, seine innere Geschichte und Entwicklung, die oft an so unscheinbaren Fäden hinläuft und so schwer zu verfolgen ist, aus dem Schachte herauf" [Manuel [2])].

Im Grund behandelt G. gemäß seiner pädagogischen Einstellung immer nur ein- und dasselbe Grund- und Hauptthema: innerer Aufstieg oder Abstieg, Sieg des höheren Menschen und Unterliegen des niederen oder Sieg des niederen und Unterliegen des höheren. Dabei

1) Gesammelte Schriften, Berlin 1855—1858, Bd. XXIV, S. 97.
2) S. 95.

sind es nicht die großen und hinreißenden Erlebnisse mit ihren weithin sichtbaren Effekten, die er darstellt, sondern die langsamen, ganz allmählichen Veränderungen im menschlichen Herzen, die das Walten der seelischen Kausalität in ihrer ganzen Unerbittlichkeit dartun: das langsame Entstehen und Wachsen einer Leidenschaft bis zu ihrer gänzlichen und ausschließlichen Besitznahme vom Menschen, und die damit zusammenhängende furchtbare Verödung und Verarmung des Herzens, die allmähliche, aber unaufhaltsame Desorganisation eines verkommenden Charakters bis zu seiner fast gänzlichen Verwahrlosung, aber auch die langsamen Veränderungen der Seele zum Positiven, den allmählichen inneren Aufstieg, die ganze Dynamik und Technik der seelisch-sittlichen Regeneration (s. Kap. IV). „Die meisten sittlichen Krankheiten oder Krankheiten der Seele sind langsamer, oder wie die Gelehrten sagen, chronischer Art, sind zäh, wachsen langsam, fast unmerklich, und Jahre kann es gehen, bis sie dem armen Schächer ein Ende machen, indem sie ihn langsam aufreiben oder zur Leidenschaft geraten, immer rascher verzehren" (ZB 80). So ist es eine eigentliche Pathologie des menschlichen Herzens und zugleich seine Therapie, die uns G. gibt; oder nach dem Ausspruche Otto Ludwigs: er handelt (wie Shakespeare) die „Naturgeschichte der Leidenschaften" ab und deutet auf die Mittel hin, „welche sie heilen können".

Dabei bleiben bei G. alle diese Entwicklungen keineswegs auf den Umkreis der Einzelseele beschränkt, sondern erscheinen in ihrer ganzen mannigfaltigen und fast unabsehbaren kausalen Verkettung mit der Umwelt, mit ihrer ganzen äußeren Resonanz im Sozialen und bis ins Oekonomische (Kap. III). „Wie es zumeist langsam geht, bis eine krebsartige verzehrende sittliche Krankheit einen Menschen zugrunde gerichtet hat, so geht es noch langsamer, bis ein ganzes Haus von dieser Krankheit angesteckt und zu Fall gebracht wird, zuweilen dauert es durch zwei oder drei Geschlechter" (ZB 80). Für den Lebensdarsteller G. erscheint der Mensch ja nie als isoliertes Individuum, sondern stets in seiner mannigfaltigen Verstrickung in die sozialen und ökonomischen Verhältnisse. Hier erhalten die seelischen Entwicklungen die breite Basis, auf der sie verlaufen, und die ganze Schwere ihrer sittlichen Bedeutung wird hier erst vollends sichtbar. Hier liegt der Grund zu jenen großartigen Gemälden vom Aufstieg und vom Verfall eines Hauswesens, von denen wir noch zu reden haben werden (siehe III, 8).

5. Den eigentlichen Stoff nun, auf den sich diese ganze ungeheure Arbeit ethisch-psychologischer Durchdringung richtet, bilden, wie schon oben angedeutet, nicht besondere und außerordentliche Ereignisse und Fälle des menschlichen Lebens, sondern die ganz gewöhnlichen, sich ewig wiederholenden Vorgänge des alltäglichen Daseins. Gerade hier zeigt sich der pädagogische Ursprung von Gotthelfs Schaffen besonders deutlich. Er will die Menschen nicht unterhalten und von sich ablenken, sondern zu sich selbst und der Bewältigung ihrer ganz persönlichen Angelegenheiten zurückführen: „Wenn zuweilen ein Roman sich in ein Bauernhaus verirrt, der Sohn oder die Tochter ihn herunterschlingen und dann der Mutter erzählen von einem Königshof, dem König und der Königin und den Fratzen allen, . . . so sperret die gute

Bäuerin Mund und Nase tennstorweit auf. . . Würde die gute Frau, statt die Nase aufzusperren, sie in ihr eigenes Hauswesen stecken, so würde sie mit noch größerem Erstaunen sehen, daß es in demselben akkurat gleich hergeht im Kleinen, wie dort im Großen. . . So geht es, wenn man den Leuten immer eine andere Welt vormalt, als die, in welcher sie leben, dann kennen sie jene und diese nicht, seufzen über jene und verbessern ihre eigene nicht, die nicht besser ist, kennen die Schliche an einem Königshofe, aber die im eigenen Hause nicht: denn selbst sehen und erkennen können die meisten Menschen nicht; sie sind blind geboren und den Star muß man ihnen stechen" (BS 138). So ist es der Durchschnittsfall der alltäglichen menschlichen Existenz, den G. in den verschiedensten Variationen darstellt, in seiner eigentlichen Materie von kleinen Sorgen, Mühen, Nöten, Aufgaben und Pflichten, und keinem neueren Dichter ist es gelungen, diese ganze Prosa des täglichen Geschehens so restlos psychologisch und ökonomisch zu durchdringen und dichterisch darzustellen wie Gotthelf. Denn eben weil für ihn der Schwerpunkt im Seelisch-Sittlichen liegt, vermag er in den unscheinbarsten Geschehnissen und Vorgängen einen unerschöpflichen Reichtum von innerem Leben, von Verwicklungen, Spannungen und Lösungen aufzuzeigen und alltägliche Vorgänge mit einer oft wahrhaft tragischen Stimmung zu erfüllen. „Es ist eine Eigenheit des Menschen, daß er die Größe und das Mächtige nur nach Pfunden, Zahlen, Längen und Breiten zu messen weiß, daß er fürs Geistige keinen andern Maßstab hat, als der Zeitungsschreiber für seine Schlachten. . . Nun aber gibt es Helden und Märtyrer immerfort, und die Gelegenheiten dazu kommen jeden Tag. . . Echte Heldenherrlichkeit, großen Märtyrersinn findet und sieht man heute wie immer, man muß sie nur zu erkennen wissen im Leben, und nicht bloß, wenn er geschrieben angepriesen wird, man muß ihn nur zu suchen wissen in jedem Lebensverhältnis und nicht meinen, er blühe nur auf Schlachtfeldern und Blutgerüsten" (GG 90). Dabei kommt das spezielle Gebiet, das er auf diese Weise bearbeitet, das bäuerliche Leben seiner Heimat, G. entgegen. Denn die bäuerliche Lebensschicht [1]) ist es, die gewisse Grundverhältnisse und Grundbeziehungen aller menschlichen Existenz in einfacher und typischer Gestalt aufweist und deshalb allgemeine menschliche Lebensgesetze in ihrer strengen Kausalität am deutlichsten und sinnfälligsten zum Ausdruck bringt. Und so bleibt er, obwohl seine Werke „die ganze Natur- und Kulturgeschichte des schweizerischen Bauerntums bis in die geringsten Einzelheiten herab enthalten" [Bartels [2])], nirgends weder im Individuellen noch im Speziellen stecken, sondern dringt überall in der Form der ganz konkreten und individuellen Darstellung zum allgemein Menschlichen durch. „Es ist alles provinziell und doch mit wenig Modifikationen allgemein menschlich" (Kritiker der „Neuen Kirchenzeitung", siehe Beitr. S. 9). „Es gibt verschiedene Kleider in

---

1) Siehe hierzu Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes, Bd. 2: Die bürgerliche Gesellschaft, Stuttgart 1861. — L'Houet, Zur Psychologie des Bauerntums. Tübingen 1905

2) Geschichte der deutschen Literatur, Leipzig 1909, S. 322.

der Welt, seidene und zwilchene, aber nur ein Menschenherz: in des Bettlers und in des Königs Brust ist es für Freuden und Leiden gleich empfänglich" (BS 195).

6. Fragen wir nun nach den speziellen Problemen, die G. behandelt, so haben wir schon oben angedeutet und es ist für eine Natur wie die Gotthelfs selbstverständlich, daß er nicht von allgemeinen und abstrakten Fragestellungen ausgeht, sondern von ganz konkreten Nötigungen des realen Lebens. So sind es denn auch ganz bestimmte soziale, wirtschaftliche und politische Fragen, die er in den einzelnen Schriften behandelt: die Armenfrage, die Dienstbotenfrage, die Schulverhältnisse, das Wirtshauswesen, das Genossenschaftswesen, das Darlehenswesen, das Aerztewesen, die Seelsorge, die Wirkung politischer Agitation auf das Volksleben usw. Ein weniger tiefer Beobachter als Gotthelf würde sich damit begnügen, die Oberfläche dieser Dinge, das grob Mechanische derselben, in seiner ganzen Breite darzustellen. Nicht so Gotthelf Er ist Seelsorger: alle diese Fragen erhalten bei ihm ihren ganz bestimmten ethisch-psychologischen, d. i. pädagogischen Aspekt und ordnen sich ganz von selbst in zwei große und bedeutungsvolle Problemkreise pädagogischer Natur, die sich gegenseitig eng berühren und durchdringen: den der seelischen Entwicklung des Individuums und den der seelischen Dynamik der Gemeinschaft. Dadurch erhalten alle diese Einzelprobleme erst ihre richtige Vertiefung und ihre unbedingt nötige Einordnung in das sittlich-seelische Ganze des menschlichen Daseins. Und wir verstehen, wie Gotthelf (vielleicht nicht bewußt, aber auch nicht zufällig) dazu kommt, z. B. die Schulverhältnisse an der Hand der Lebensgeschichte eines Schulmeisters, die Wirkung gewisser politischer Ideen an der Hand der Lebensgeschichte eines Handwerksburschen, Aerztewesen und Seelsorge an der Geschichte einer Familie zu behandeln. Fünf von den zwölf größeren Werken Gotthelfs stellen die Entwicklungsgeschichte eines Individuums dar, behandeln also das pädagogische Thema, die übrigen schildern das Leben einer Gemeinschaft, meist eines oder mehrerer Haushalte. Wie diese Problemstellungen in Gotthelfs pädagogischen Anschauungen begründet sind, werden wir im folgenden sehen.

III.

1. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, welche Stellung die Erziehung im Ganzen von Gotthelfs Weltanschauung einnimmt; denn für ihn ist ja das ganze menschliche Leben überhaupt eine große Erziehungsangelegenheit mit der Aufgabe der stufenweisen Entfaltung der göttlichen Natur im Menschen, einer Aufgabe, die allerdings im Diesseits nicht vollständig gelöst werden kann, sondern erst im Jenseits ihre Vollendung erwartet. „Es ist daher nichts Einfältigeres, als wenn man meint, es solle der Mensch immer der gleiche bleiben, oder gar wenn man einem Menschen die Aenderung zum

Vorwurf macht. Es soll und muß der Mensch sich ändern und zwar eben zum Bessern, sonst kann er ja das Reich Gottes nicht sehen, es müssen Schlacken wegfallen aus seiner Seele, seine Gefühle sich läutern, dunkle Gebiete sich aufhellen, die Ansichten über den Wert der Dinge sich berichtigen, der Wille sich befestigen, und eben dieses Aendern ist sein Ruhm vor Gott und ein Exempel für andere" (HI 226). Es gibt deshalb nichts im ganzen Dasein des Menschen, was diese innere Läuterung, dieses Emporheben über ihn selbst nicht als letztes Ziel hätte oder doch haben sollte, was also nicht pädagogisch gedacht wäre oder wenigstens gedacht werden müßte. Das verleiht Gotthelfs Weltanschauung diese großartige Einheitlichkeit und Geschlossenheit und macht sie zu einer eigentlich pädagogischen, daß sich für ihn alles und jedes diesem einen großen Zweck aller menschlichen Existenz, der inneren Emporbildung des Individuums, unterordnet oder unterordnen muß. Die ganze Form des menschlichen Daseins mit ihrem gesamten sozialen und ökonomischen Hintergrund ist gleichsam nur Vorwand und Einkleidung des einen großen inneren Ringens des „neuen Menschen mit dem alten", des „Geistes mit der Materie". Sowohl das Leben in und mit der Gemeinschaft, als die Bemühungen um die Grundlegung der materiellen Existenz haben lediglich den einen Zweck, den Menschen zur Entfaltung der besseren und höheren Kräfte in ihm selbst zu bringen. Sie haben keinerlei Wert an sich, sondern nur einen solchen als seelische Leistungen; denn die menschliche Seele ist ja der einzige objektive Wert, den G. kennt.

2. Diesen Charakter eines bloßen Mittels zum Zweck, d. h. einer Erziehungsveranstaltung im Erziehungsplane Gottes, hat für G. in erster Linie die gesamte soziale Seite des menschlichen Daseins. Damit will nicht bloß gesagt sein, daß er die mannigfaltige und grundlegende Einwirkung, die die Gemeinschaft auf das Individuum ausübt, kennt und im erzieherischen Sinn wertet, sondern, daß für ihn eine grundsätzliche und ausschließliche Identität zwischen Gemeinschaft und Erziehungsveranstaltung besteht, d. h., daß der letzte und innerste Zweck der Gemeinschaft für ihn eben in der sittlichen Emporbildung des Individuums liegt. Da er andererseits wiederum das prinzipielle Mittel der Gemeinschaftsgestaltung in der Erziehung des Einzelnen sieht, so kann man ihn füglich als einen Sozialpädagogen bezeichnen, mit der Bedeutung jedoch, daß für ihn der Schwerpunkt des ganzen Verhältnisses durchaus im Individuum liegt, daß dessen Erziehung Selbstzweck, die Gemeinschaft und ihre Gestaltung dagegen nur ein Mittel zum Zweck ist[1].

Die erzieherische Funktion der Gemeinschaft beruht vor allem darauf, daß sie eine Tatsache seelischer Natur ist und ganz und gar auf sittlichen Voraussetzungen beruht; selbst die primitivste menschliche Gemeinschaft verlangt vom Einzelnen ein gewisses Maß altruistischer Einstellung, wenn sie bestehen soll, und so kann man sagen, daß etwas im Wesen

---

1) Siehe Natorps Artikel „Sozialpädagogik" in Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik, sowie Natorp „Pestalozzi", Berlin und Leipzig 1909, § 7 „Das Prinzip der Gemeinschaft".

der Gemeinschaft liegt, was um ihrer eigenen Existenz willen eine gewisse sittliche Verfassung des Einzelnen verlangt, gleichsam automatisch darauf hindrängt, zum mindesten den Stand und Grad derselben in ihrer eigenen Verfassung äußerst drastisch und empfindlich zum Ausdruck bringt. Nichts muß den Sozialpädagogen deshalb mehr interessieren, als diese seelisch-sittliche Dynamik der Gemeinschaft; und es erhebt sich daher als erste die Frage: Welche Anforderungen stellt Gemeinschaft an die seelisch-sittliche Verfassung des Einzelnen? oder: Wie konstituiert sich die Gemeinschaft in der Seele des Individuums? (ethisch-psychologische Fragestellung).

3. Gemeinschaft besteht in der Vereinigung mehr oder weniger verschiedenartiger, oft ganz entgegengesetzt gearteter Menschen: die eigentliche Arbeit der Gemeinschaftsbildung besteht in der Zusammenordnung und Zusammenfügung solch verschiedener Naturen zu einem innerlichen Verband. Je größer die persönlichen Gegensätze sind, und je enger die Vereinigung ist, desto größer sind die Anforderungen an die seelisch-sittliche Arbeitsleistung des Einzelnen. Sie besteht von ihm aus betrachtet in: Einordnung, Unterordnung, Nachgeben, Selbstverleugnung, kurz: in Selbstüberwindung. Darin ist die fundamentale Erziehungsbedeutung der Gemeinschaft vor allem begründet, daß sie zur Grundlage ihrer Existenz Selbstüberwindung des Einzelnen in geringerem oder größerem Grade hat: denn Selbstüberwindung ist die Hauptbedingung für die Entfaltung des höheren Wesens im Menschen.

Das Urphänomen menschlicher Gemeinschaft ist die Familie[1]). In ihr finden sich die fundamentalen menschlichen Gegensätze der Geschlechter, des Alters, des Charakters auf kleinstem Raum zu täglichem, ja stündlichem Zusammenleben und Zusammenwirken vereinigt mit keiner anderen Regelung, als sie aus der Gestaltung der inneren Beziehungen hervorgeht; denn der Familie fehlen ja im allgemeinen die äußeren Festsetzungen, sie wächst als seelisches Gebilde direkt aus den Naturgrundlagen heraus. Kein anderer Komplex ist daher geeigneter, die seelische Dynamik der Gemeinschaft in ihrem Grundwesen aufzuzeigen und die sittlichen Grundkräfte des Opfers und der Selbstüberwindung in ihrer wahrhaft Gemeinschaft konstituierenden Bedeutung zu offenbaren, als die Familie, die zugleich das Fundament jeder anderen menschlichen Gemeinschaft bildet.

4. Die innere Geschichte der Familiengemeinschaft ist es, die Gotthelf immer und immer wieder zur Darstellung bringt. Er schildert den Aufbau dieses Organismus, das soziale Grundproblem des Gegensatzes zwischen Mann und Frau und seine Ueberbrückung in der Ehe, „. . . wie große Gewalt die Gemüter übereinander haben in der Ehe, wie die stärkere Kraft die schwächere überwältigt, die stärkere Natur der schwächeren ihre Eigentümlichkeit aufprägt, eine in der andern aufgeht“ (EB 277), „. . . wie man sich in der Ehe gegenseitig heiligen, eins am andern nicht Bosheit auslassen, sondern die Fehler abreiben solle“ (EB 274), er schildert die innere Entwicklung der Ehe mit ihren Kämpfen, Spannungen und Lösungen (bes. SM und UP), ihre all-

1) Hierzu Riehl, Zur Naturgeschichte des Volkes, Bd. 3: Die Familie.

mähliche Erweiterung zum Familienkreise und zur Hausgemeinschaft und die damit zunehmende Verwicklung und Vermannigfaltigung der seelischen Beziehungen und Wirkungen bis zu dem komplizierten sozialen Organismus eines großen Bauernhauses. „Je mehr Eigentümlichkeiten in einen Haushalt treten, desto bewegter wird das Leben, wenn auch nicht von außen sichtbar, so doch im Innern fühlbar. Wie lieb man einander auch hat, etwas stößt doch auseinander, etwas hat jedes an sich, das am andern mehr oder weniger empfindlich sich reibt" (GG 14). „Jeder neue Hausgenosse ist eine Macht, welche eine eigene Stellung einnimmt, gegen die ganze Umgebung sich geltend macht. Jeder Mensch ist für seine Umgebung ein Schleifstein, welcher ein eigenes Korn hat, und die Eigentümlichkeit jeglichen Metalles an den Tag legt" (HJ 253). Mit wunderbarer Feinheit stellt Gotthelf das innere Kräftespiel in einem solchen Familienorganismus dar, das Verhältnis von Mann und Frau, Eltern und Kindern, Dienstboten und Meisterleuten, die Bedeutung der Großeltern in dieser Gemeinschaft (GG, HJ, Sonntag des Großvaters), die Aufgabe der Hausfrau als der eigentlichen inneren Organisatorin der Familie, das Problem des Einlebens in eine fremde Hausgemeinschaft (Schwiegertochterproblem: AB, Der Besuch), die menschlichen Urerlebnisse Geburt, Krankheit und Tod in ihrer Wirkung innerhalb dieser Gemeinschaft. Das Eindrucksvollste und zugleich Innerlichste unter dem Vielen, was G. in dieser Beziehung gegeben hat, ist der erste Teil von „Geld und Geist"; hier treten gleichsam die gemeinschaftsbildenden Kräfte selbst in Aktion. Ein Streit, der die Herzen der beiden Eheleute in Selbstsucht verhärtet, droht das ganze Hauswesen innerlich aufzulösen, die starken Charaktergegensätze unter den einzelnen Familienmitgliedern, die vorher durch Liebe und Pietät gebunden waren, kommen plötzlich in ihrer ganzen Schärfe zum Vorschein und werden negativ wirksam; langsam, aber unerbittlich geht die Zersetzung der Gemeinschaft vor sich; sie greift schon auf das Gesinde über und wird nach außen sichtbar, bis im letzten Augenblick die Frau durch die Tat innerlicher Selbstüberwindung die guten Kräfte in der Gemeinschaft wieder auslöst und dadurch Eintracht und Friede herstellt. Wie diese, so ist beinahe jede von Gotthelfs Darstellungen eine eindrucksvolle Demonstration der im Tiefsten zersetzenden und auflösenden Wirkung der Selbstsucht und der aufbauender und gemeinschaftbildenden Kraft innerlicher Selbstüberwindung. Hansli Jowäger aber, auf dessen kluger Selbstlosigkeit das ganze Gleichgewicht seines Haushalts ruht, ist es, der den Leitgedanken für dieses ganze Kapitel sozialer Ethik in seiner feinen Weise ausspricht: „Es ist i-me Hus, grad wie i-me Lied; da mueß eys uf's anger lose, we-s schön ga soll, und mängist mueß eys süferli singe, we de angere -n-am luteste mache, u mängist eleini singe, u mängist die angere-n eleini lah mache. U wie-ne-ieders Lied e-n-eigeni Wys het, su het's o es nieders Hus, u wie me geng mueß luege, awas für eme Lied me-n-ist, we me afaht singe, su mueß me-n-o luege, us was für eme Ton es i-me Hus gang. U drum gehts sövlie bös, weil so mängs ime-n-iedere Hus usem glyche Ton blyle will. Es ging o nit schön, we -me-nes nieders Lied uf eglyche Weg singe wett" (AB 447).

5. Die Entwicklung der Familiengemeinschaft zur Hausgemeinschaft durch die Angliederung der Dienstboten an die eigentliche Familie, die wir oben berührt haben, bringt noch eine ganz besondere Aufgabe sozialpädagogischer Art mit sich. Denn obgleich zwar diese Angliederung beim Bauernhause in der Regel ganz organisch geschieht dadurch, daß der Dienstbote in den Arbeits- und damit den Lebenszusammenhang der Familie, was beides hier unzertrennlich ist, aufgenommen wird, so fehlen diesem weiteren Kreis des Hauses doch die elementaren Bindungen, die den Zusammenhang der eigentlichen Familie begründen, und es entsteht für das Haupt des Hauses, den Hausvater und „Meister", die Aufgabe der Zusammenorganisierung dieser verschiedenartigen und oft genug widerstrebenden Elemente zu einer Arbeitsgemeinschaft. Es ist das Problem der Regierung in ihrer ursprünglichen, ganz auf die Kraft und Kunst einer Persönlichkeit gestellten Form. G. berührt es häufig, denn es ist ein Hauptproblem des großen Bauernhauses: besonders im zweiten Teil von „Uli der Knecht" und in „Uli der Pächter" kommt es zu eingehender Darstellung. Denn Uli ist ein Emporkömmling, er soll den schweren Schritt vom Dienenden zum Befehlenden tun, ihm fehlt die Tradition dieser neuen Stellung („Er hatte die Ruhe eines altaristokratischen, gewiegten Bauern noch lange nicht", heißt es einmal von ihm noch als Pächter), und so muß er die Vorbedingungen, die hierzu nötig sind, durch vielfache Erfahrungen langsam erwerben: „... kannst lernen Meister sein, und das ist eine größere Kunst, als du meinst" (UK 167). Das dient G. zum Anlaß, die ganze Entwicklung des Regierungsverhältnisses und seiner inneren Dynamik darzustellen; denn hier sind die äußeren Regelungen auf ein Minimum beschränkt, und die ganze Frage wird dadurch auf ihre psychischen Bedingungen zurückgeführt. „Wesen und Entwicklung der inneren Autorität" könnte man das Ganze auch überschreiben. (Kapitelüberschriften: „Wie Uli sich als Meisterknecht einführt"; „Vom Gemüt und vom Gesinde".)

6. In Reinkultur sozusagen und in ganz pädagogischer Atmosphäre, wenn auch unter etwas veränderten Bedingungen, zeigt sich das Problem der Regierung [1]) indes in der Schule. Hier sind noch weniger naturhafte Voraussetzungen für die Gemeinschaft vorhanden: sie ist als solche ein vollkommen künstliches Gebilde und beruht ganz auf dem Willen und der zusammenhaltenden und organisierenden Kraft des Lehrers. Infolgedessen kommt hier die innere Dynamik des Regierungsverhältnisses noch klarer und sinnfälliger zum Ausdruck als anderswo. Und es ist überaus charakteristisch für G., daß er in den beiden Bänden seines „Schulmeister" gerade diese sozialpsychologische Seite des Schulorganismus besonders eingehend behandelt und dargestellt hat. Es zeigt sich zunächst wie bei allen solchen Verhältnissen, daß die Menge gegen den, der mit dem Anspruch, sie zu leiten, auftritt, sich in instinktiver Interessengemeinschaft zu einem feindlichen Block zusammenschließt (s. Uli: „Komplott der Dienstboten"), und daß ein stilles, oft

---

1) **„Regierung" nicht in der Terminologie Herbarts, sondern hier eher = Herbarts „Zucht".**

unbewußtes aber zähes Ringen um die geistige Herrschaft beginnt. G. wägt sehr fein die eigentümliche Mischung von „Liebe" und „Achtung" ab, auf der eine „vernünftige Schulzucht" beruht, damit die Schule weder „zuchtlos", noch „ein Zuchthaus" werde, und er versucht das Benehmen des Lehrers zu bestimmen, durch welches ein solches Verhältnis erzeugt wird. „Des Lehrers ganzes Benehmen muß nie erscheinen als Folge besonderer Aufregung, sondern als Notwendigkeit. Es muß den Kindern einleuchtend werden: der Lehrer könne gar nicht anders sein in diesem und jenem Falle, als er eben ist. Gerade dieses Feste, Unerschütterliche, Ruhige wird dem flüchtigen, erregbaren Kinde die meiste Achtung, den meisten Gehorsam einflößen; es wird sich mit einem wahren, gläubigen Vertrauen vor diesem Lehrer beugen" (SM I 281). „Die Liebe wirkt nur da Gehorsam, wo sie mit der Achtung begleitet ist, und diese Achtung muß errungen werden dadurch, daß das Kind fühlt, ein höherer, stetigerer Wille stehe dem seinen entgegen: dieser Wille lasse sich nicht blenden, nicht umgehen, nicht einschläfern, sondern er sei gleich fest und bestimmt am Morgen wie am Abend. Da wird das Kind sich beugen, und kann man Liebe erzeugen zur Achtung, so wird erst der Gehorsam ein freiwilliger, freudiger" (SM I 205). Die Probe für eine wahrhaft innere Autorität des Lehrers erblickt er besonders darin, daß der Lehrer getrost die Strafen individualisieren kann, ohne bei dem einzelnen Schüler den Eindruck zu erwecken, er sei ungerecht[1]). Wie er den langsamen Aufbau dieses Verhältnisses schildert, so schildert er auch den Zerfall desselben: wie die seelische Kraft des Lehrers, durch andere Dinge in Anspruch genommen, versagt, und der Schulorganismus, nun ein Körper ohne Seele, sich langsam zersetzt, zerfällt und in völliger Anarchie endet (SM Kap. 21).

7. Wie die soziale Seite der menschlichen Existenz, so hat die ökonomische ihren pädagogischen Sinn: denn die Bemühungen des Menschen um die Erhaltung und Sicherung seines Daseins, mit andern Worten: die Arbeit in ihrer ursprünglichen Bedeutung, sind ein Ausfluß seiner seelischen Kraft, haben eine gewisse Entfaltung, Regulierung und Disziplinierung derselben zur Voraussetzung und noch mehr zur Folge, sind also eine wichtige Stufe auf dem Wege zur Organisierung seines inneren Chaos. „Daß Gott die Arbeit dem Menschen verordnet hat als Heilmittel seiner sündigen Natur, als Schleifstein seiner Kräfte, den Segen in der Arbeit erkennen die Menschen nicht mehr . . ." (JW). Insofern ist schon die eine technische Seite der Arbeit zutiefst mit dem Sittlichen verknüpft; denn ihr Erfolg hängt in vollem Maße von den Tugenden der Selbstzucht: Besonnenheit, Sorgfalt, Geduld, Ausdauer usw. ab, so daß, wie jede Gemeinschaft im weiteren Sinn, so jede Arbeit im engeren ein getreues Abbild des inneren Zustandes darstellt. In dieser Hinsicht finden sich bei G. wertvolle Ansätze zu einer Ethik der täglichen Arbeit, die sich übrigens bei der Bauernarbeit besonders eindrucksvoll demon-

---

1) Bei diesem Anlaß macht G. auch eine Bemerkung über körperliche Züchtigung (s. SM 12 ff.).

strieren läßt; denn nichts reagiert so sicher und unbestechlich auf die Qualität seiner Bearbeitung, als der Boden. „Nun ist es aber ein himmelweiter Unterschied, ob man mit Leib und Seele bei einer Sache ist, oder nur mit dem Leibe. Nehmt den gemeinsten Handwerker, nehmt den Rechenmacher und laßt ihn mit innerer Lust und Freude an einem Rechen arbeiten: dieser kömmt gewiß viel niedlicher und zierlicher heraus, als ein Rechen, den einer gemacht, um eben einen Rechen zu machen und vier Batzen zu verdienen. Seht einer Magd zu, die mit Lust einen Garten bearbeitet, und einer andern, die ihr Tagewerk ableiert und nicht warten mag, bis es Feierabend läutet; so werdet ihr sehen, wie Pflänzchen und Blümchen die Lust der Fleißigen zu empfinden, zu vergelten scheinen in fröhlichem Grünen und Blühen, während der Garten der andern und jegliche Pflanze derselben eigene Maßleidigkeit abzuspiegeln scheint" (SM 273). „Anne Marei kochte alles mit Gedanken. Man glaubt garnicht, wie wohl Gedanken allen Speisen tun und sie schmackhaft machen und kosten dazu so wenig, geraten aber leider nicht in allen Köpfen. Anne Marei salzte, schmalzte, brauchte Feuer und Wasser alles mit Gedanken, Kathrinli aber garnichts. Es hatte auch Gedanken, aber es brauchte sie nicht zum Kochen, es hätte es für eine Entehrung der Gedanken gehalten, so wie es ihm auch als eine Erniedrigung der Person schien, daß es kochen mußte. Es kochte gar keine Bildung in sein Essen, daher war es meist sehr ungebildet, entweder zu viel oder zu wenig von diesem und jenem, zu viel oder zu wenig gerührt, zu viel oder zu wenig gekocht . . ." (HJ 258).

8. Nun besteht aber das Oekonomische ja nicht nur in dem bloß Materiellen und Technischen der Arbeit, sondern ist aufs engste mit allen Beziehungen des sozialen Organismus verknüpft, so daß es sich bei den Bemühungen des Einzelnen um die Grundlegung seiner Existenz nicht um technische Probleme der Arbeit allein handelt, sondern auch um die vielfältigen und verwickelten Aufgaben, die das Leben in und mit der Gemeinschaft mit sich bringt. Und da, wie wir oben gezeigt haben, gerade das Soziale auf das innigste mit dem Sittlichen verbunden ist, so sieht sich also der handelnde Mensch von einem verwickelten Gewebe physischer und psychischer Beziehungen (bei Pestalozzi: „die Umstände") umgeben, die alle die stärkste sittliche Nötigung in sich tragen, was sich ihm später oder früher positiv oder negativ fühlbar machen muß. In diesem Sinne ist es gemeint, wenn G. sagt: „Das Weltliche und das rechte Geistliche sind viel näher beieinander, als die meisten Leute glauben. Sie meinen, um recht wohl zu sein auf der Welt, müsse man das Christentum an den Nagel hängen; und das ist gerade das Gegenteil: daher das beständige Klagen in der Welt . . ." (UK 426). Damit deutet G. seine Ueberzeugung von der realen Wirksamkeit des Sittlichen (für G.: = Christentum) an, daß nämlich ein dauernder Erfolg auch in irdischen Dingen nur durch eine Handlungsweise erreicht werden kann, die mit den ewigen Grundlagen der Sittlichkeit in Einklang steht. Und es ist leicht einzusehen, warum er die positive und negative Wirksamkeit dieses Satzes seinen Lesern immer und immer wieder vor Augen führt: denn das ist die Seite, von der aus dieselben in erster Linie für die sittlichen

Probleme interessiert werden können. Allerdings hat ihm dieses In-Beziehung-setzen von frommem Lebenswandel und irdischem Wohlergehen einmal von seiten G. Kellers den Vorwurf eingetragen, seine Religiosität schmecke mehr nach dem Judentum als nach dem Christentum [1]). Dagegen ist zu bemerken, daß dieser Zusammenhang von G. keineswegs so äußerlich gemeint ist, wie es nach der religiösen Ausdrucksweise von „Lohn und Strafe" wohl scheinen möchte, sondern daß er für ihn wirklich ein immanenter, in der Wirklichkeit der Dinge selbst liegender ist, und daß gerade der überwältigende moralische Eindruck seiner Darstellungen darauf beruht, daß er die kausalen Beziehungen, die zwischen Gesinnung, Handeln und Ergehen innerlich psychologisch und äußerlich ökonomisch statthaben, bis ins Kleinste faßbar und überzeugend vor Augen stellt. Insofern kann er behaupten, daß „das rechte weltliche Glück und das himmlische Glück akkurat auf dem gleichen Wege gefunden" werden (UK 432). Wobei er das „weltliche Glück" keineswegs immer äußerlich zu fassen braucht: „Die guten Leute meinten, wenn Gott strafen wolle, so müsse er hageln lassen oder Häuser anzünden oder Vieh oder Menschen mit Krankheit schlagen oder sonst was Absonderliches, Schreckliches machen. . . . So meinen die Leute, möchten gerne Spektakel haben, gleichsam auch eine Anerkennung der eigenen Gerechtigkeit und geben doch damit an den Tag, daß sie wenig höheren Sinn haben, wähnen, Gott könne nur äußerlich strafen, und namentlich am Gelde, was für die meisten doch trotz allem Gerede den höchsten Wert hat. . . . Wie viel er auch innerlich straft und wie schwer er die Seelen züchtigt, das wird nicht offenbar" (EB 324).

9. Alle diese vielfältigen Beziehungen innerer und äußerer Natur mit ihrem starken ethischen Untergrund vereinigen sich im Organismus des Hauses, als der ursprünglichsten Arbeits- und Lebensgemeinschaft zu einem komplizierten und bewegten Gebilde, das in seinem Leben und seinen Schicksalen, seinem Aufstieg und seinem Verfall wie kein zweites die unangreifliche Realität alles Sittlichen in überwältigender Weise offenbart. Im Hause kristallisiert sich nicht nur die materielle, sondern auch die sittliche Existenz des Einzelnen, und in der Aufgabe der Gründung und Erhaltung eines Hausstandes treffen sich alle jene Probleme sozialer und ökonomischer Ethik, die wir oben berührt haben, wie in einem Brennpunkt. Kein Wunder, daß die innere und äußere Geschichte des Hauses ein Haupt- und Grundthema der Gotthelfschen Darstellungen bildet. Mit unglaublicher Eindringlichkeit und erstaunlicher Sachkenntnis schildert er das Entstehen und langsame Wachstum eines solchen Organismus mit all seinen vielfältigen inneren und äußeren Problemen, die sich im großen Bauernhause zu dem wichtigen Problem der Betriebsführung erweitern. „Während sie also sich fortbildeten, ihre innersten Angelegenheiten auf die beschriebene Weise sich gestalteten, bekam auch ihr Haus eine bestimmte Form, es bildeten sich ihre auswärtigen Angelegenheiten" (GT 79). „Wert und Heiligkeit von Arbeit, Ordnung und Ausdauer, den Haupttugenden der

1) G. Keller, Nachgelassene Schriften: Besprechung des „Schuldenbauer".

Ackerbauer, werden so dichterisch verklärt, wie wir es nur in wenigen besten Werken der ganzen Literatur finden können, und vorzüglich die Ehe, das Zusammenleben und -wirken von Mann und Frau, ihr gemeinschaftliches Arbeiten, Dulden, Hoffen, Sorgen und Genießen weiß Gotthelf mit unübertrefflichem Reize zu schildern" (G. Keller).

G. zeigt die fast naturhafte Differenzierung einer jeglichen Hausindividualität je nach dem Charakter ihrer Glieder, die langsam vor sich gehende innere und äußere Festigung oder Lockerung ihres Bestandes und ihrer Grundlagen in ihrer sittlichen Bedingtheit. In großen Gemälden schildert er uns (oft nebeneinander) Aufstieg, Blüte und Zerfall eines Hauswesens (UP, HJ, KV, ZV), mit besonderer Wucht namentlich das letztere; denn hier zeigen sich die sittlichen Lebensgesetze in ihrer ganzen unerbittlichen Wirksamkeit. „Jede Haushaltung hat ein eigenes Leben, und dieses Leben ist zusammengesetzt aus dem Leben aller Glieder desselben. Jede Haushaltung wächst, entfaltet sich einer Pflanze ähnlich, je nach ihrer Art und dem Boden, in dem sie wächst, entweder als schwaches Stengelchen matt und langsam, oder als üppiges Schlinggewächs über den Boden streichend, an großen Stämmen Halt und Saft suchend, oder aus schwachen Wurzeln dünn und lang hoch aufstrebend, aber nicht für lange, oder aber tief wurzelnd, langsam wachsend, in starkem Stamm sich rundend, weit sich ausbreitend, tief im Boden gefußet, über die andern emporragend" (HJ 255). „Wenn man sich achtet des Weltlaufes, so sieht man erst, was die sogenannten besten Häuser, welche in Ansehen und Wohlstand sind, macht und ihnen Bestand gibt: es ist die Frömmigkeit, Ehrlichkeit, gute Zucht und Liebe untereinander. Solange die in einem Haus sind, muß es bös sein, wenn dasselbe z'nüte gehen soll, oder wenn schon Unglück kömmt, z'Bode macht dasselbe es nicht, es geht wie bei Hiob. Geht aber das alles aus dem Hause, kehrt Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens ein; geben die Eltern böses Beispiel, verlieren die Kinder den Respekt, dann hat's gefehlt, das Haus kommt in Abgang, die Familie sinkt bis ins Elend. Das geht bei den hochadligen Häusern so und bei uns Bauern, denn Gottes Gesetze sind die gleichen für Große und Kleine . . ." (ZV 58). „Er hat unter andern ein kleines Büchlein geschrieben, betitelt: „Dursli, der Branntweinsäufer". Die Fabel ist so einfach, daß man sie in drei Zeilen ausschreiben könnte, die ganz gewöhnliche Geschichte eines Familienvaters, der sein Haus durch sein wüstes Kneipenleben ins Elend bringt, aber ganz zuletzt, in der zwölften Stunde, wieder umkehrt. Diese Sache ist eben nicht neu und die Moral auch nicht. Aber durchaus neu ist die Gewalt der Schilderung, mit der uns dieser moderne Jeremias in den immer steigenden Verfall des Hauses blicken läßt; da wächst die simple Geschichte vor unsern Augen zur furchtbaren Tragödie auf, und wo die Katastrophe kommt — so klein und gewöhnlich, daß sie ein regelrechter Poet gar keine Katastrophe mehr nennen würde — da malt sich das einfache Bild des dem Abgrund zustürzenden Hauses so naturwahr in seinen tausend Einzelzügen vor unsern Augen aus, daß es uns die Brust zusammenschnürt, und wir dem Verfasser zurufen möchten, er möge aufhören, wir hielten's nicht länger aus! Und wo dann der

Sünder sich bekehrt und Buße tut, und eine ganze Familie, die schon abgestorben war, wieder auflebt, und Friede und Segen wieder einzieht in das verödete Haus, da möchten wir dem Verfasser abermals zurufen, er möge innehalten, denn der stille Jubel wolle uns das Herz zersprengen“ [Riehl [1])].

IV.

1. Nachdem wir die Dynamik der sozialen und ökonomischen Beziehungen, wie sie sich bei G. darstellt, betrachtet haben, verändern wir unser Blickfeld und wenden uns dem Einzelnen zu, der in sie eingesponnen ist und dessen erzieherische Emporhebung ja den Zweck der ganzen Organisation bildet. Es erhebt sich die zweite sozialpädagogische Frage: In welcher Weise beeinflußt die Natur des sozialen und ökonomischen Gefüges den Einzelnen, und welche erzieherische Bedeutung hat diese Beeinflussung? (Pädagogische Fragestellung.) Damit sind wir bei dem zweiten Problemkreis Gotthelfs (siehe II. 6) angelangt: der Entwicklung des Individuums.

Die soziale und ökonomische Organisation ist der tragende Grund nicht nur der leiblichen, sondern auch der seelischen Existenz des Menschen, und der Einzelne ist schon aus Gründen der einfachen Selbsterhaltung gezwungen, sich in sie einzugliedern und in ihr zu behaupten, also sich der erziehenden Kraft ihrer Zusammenhänge voll auszuliefern. Denn ihre ganze Dynamik ist ja auf Fluß angelegt, keine Errungenschaft innerhalb ihres Gefüges kann als fest und endgültig angesehen werden, sondern muß stets von neuem behauptet und womöglich erweitert werden, und so kommt das Leben in ihr einer beständigen Kraftanspannung gleich (Gotthelfs Lieblingsbild: Leben = „Kampf“), und zwar einer Kraftanspannung in Richtung auf Sittlichkeit; denn wir haben ja oben gesehen, wie sehr jeder dauernde Erfolg auf sittlichen Gründen beruht. Wir berühren damit zwei pädagogische Grundanschauungen Gotthelfs. Seinem auf das Konkrete und Lebendige gerichteten Geiste ist es nicht entgangen, daß die wirklich nachhaltigen und entscheidenden Einwirkungen im erzieherischen Sinn nicht diejenigen sind, die bewußter pädagogischer Absicht und Berechnung entspringen, sondern die viel ursprünglicheren und viel tiefer greifenden, die vom Leben selbst und seinen eigentümlichen Verhältnissen ausgehen. „Der gute Jakob wußte nicht, welche gute Schule das Leben ist und wie eine ganz andere Schule als irgendeine, heiße sie Primar-, Sekundar-, Elementar- oder Hoch- oder Dorfschule“ (JW 363). Konkrete Verhältnisse und Umstände, Pflichten und Aufgaben des Lebens sind es, die im Menschen aus dem Tiefsten Kräfte aufrufen, lösen, entfalten und entwickeln, bilden und erziehen; denn ihr elementarer Einfluß packt den ganzen Menschen und reicht in Tiefen, die künstlicher Beeinflussung für immer verschlossen sind. Es gilt also in vollem Maß Pestalozzis Wort, daß „das Leben

1) „Die Familie“, S. 234.

bildet". Die Tätigkeit des Erziehers besteht deshalb auch nicht so sehr in der Veranstaltung besonderer Maßnahmen und Vorkehrungen, sondern in der schöpferischen Ausnützung der gegebenen Verhältnisse und Situationen des Lebens, so etwa wie bei den Helden der G.schen Erziehungsromane an den kritischen Punkten Personen auftauchen, die deren Entwicklung entscheidend beeinflussen. — Das zweite betrifft eine Anschauung, die wir als die der notwendigen „Verführung zum Guten" bezeichnen möchten. Denn „in gar wenigen Menschen wohnt der reine Sinn, der das Gute um des Guten Willen tut, und die Weisheit, die im Gutestun das wahre Glück sieht. In den meisten Menschen regieren schlimme Kräfte, herrscht Finsternis oder trübes Dämmerlicht" (SM II 331). Deshalb müssen für die erzieherischen Zwecke allenthalben im Menschen Triebkräfte niederer Ordnung in Bewegung gesetzt werden, um solche höherer Ordnung in ihm zu entwickeln. Selbstsucht muß den Antrieb bilden zu einer gewissen sozialen und ökonomischen Sittlichkeit, die sich durch die treibende Kraft wachsender Pflichten und Aufgaben bis in die Sphäre reinster Hingabe an das Gute zu läutern vermag. (Vgl. hierzu die Unterredung mit dem Pfarrer im 2. Band des „Schulmeister" über das diplomatisch-pädagogische Thema: „Ist's denn eigentlich auch recht, die Fehler der Menschen anzuspannen und durch Verstellung sie zu reizen zu irgend etwas?")

2. Wie die erzieherische Wirkung des Lebens konkret in Erscheinung tritt und sich auf dem Grunde des sozialen und ökonomischen Gefüges die Lebensschicksale eines Menschen, ideal gesehen, zu einem großen erzieherischen Stufenbau zusammenschließen können, zeigt G. in seinen vier bzw. fünf großen Erziehungs-(Entwicklungs-) romanen, unbewußt noch und mehr oder weniger tastend in BS und SM, auf der Stufe höchster Bewußtheit jedoch in Uli und Jakob [1]. Er beginnt dabei jedesmal mit dem negativen Verhältnis und führt uns seine Helden in einer Lage vor, in der sie sich sozusagen am Rande der sozialen und ökonomischen Organisation befinden; sie sind eigentlich gar nicht mit Bewußtsein und Willen in sie eingegliedert und werden also auch weder von ihrem Auftrieb getragen, noch von ihren Bindungen gehalten. Ihre innere Lage kennzeichnet sich nach zwei Richtungen: entweder sie besitzen überhaupt kein Ziel, um dessen Erreichung es ihnen zu tun wäre, oder aber sie besitzen wohl ein solches, aber ihre Einstellung zur sozialen und ökonomischen Dynamik ist falsch, sie verschmähen „den einzigen Weg, auf dem ein ehrlicher Mann ein ehrlich Ziel erreicht, den Weg der Berufs- und Pflichttreue". Der Typus der ersten Art ist Uli; ihm ist überhaupt noch nie der Gedanke gekommen, daß ihm etwas anderes bestimmt sein könnte, als „ein arm Bürschli" zu bleiben. Seine Lage ist die der meisten armen Kinder: „In sie wurde kein Aufstreben, kein Trieb nach Vervollkommnung gebracht; sie dachten garnicht daran, daß ein Mensch durch regen Gebrauch seiner gesunden Kräfte, durch Geduld und Genügsamkeit zu Eigentum gelangen könnte" (AN 32). Zur zweiten Sorte gehört

1) S. Haller, Kap. 6.

der Schulmeister; dieser hat ein Ziel, er will ein „berühmter“ und „hablicher“ Schulmeister werden, aber die billige Art und Weise, auf die er das zu erreichen sucht, zeugt von seiner ganzen inneren Desorientiertheit. Seine Haltung ist typisch für eine ganze Zeitströmung („Zeitkrankheit“), von G. „Schwindelgeist“ benannt: „. . . es ist die grenzenlose Schwindelei, die Millionen herumwirbelt wie der Wind den Straßenstaub, die in Millionen hohlen Köpfen flackert, sie zu den feurigen Mannen unserer Zeit, zu trostlosen Irrwischen macht. Es ist nicht mehr da die stille, geduldige Beharrlichkeit, die nie ermattet, die zum Bau seines Daseins in stiller Beschäftigung Sandkorn nur für Sandkorn fügt; es ist auch nicht mehr da die emsige Rührigkeit, die das Kleinste treu verwaltet, die fröhliche Genügsamkeit, die bei wenigem übrig hat, die stille Geduld, die hunderte von Stunden zu Fuße geht, froh, wenn sie alle Tage um einige vorwärts gekommen. Im Galopp geht es jetzt. . . . Im Fluge soll das Glück erhascht werden; ein glücklicher Griff, ein glücklicher Wurf soll gewähren, woran man sonst das Leben setzte in treuer Arbeit. . . . In stillem Fleiße den Kreuzer zum Kreuzer legen will man nicht mehr, es muß spekuliert sein. In emsiger Arbeit seine Tage brauchen, treu dem Beruf, den man erlernt oder erwählt, ist nicht lustig: man spielt, um zu Genuß und Ruhe zu kommen“ (AN 47). Eine jede derartige Verfassung muß notwendig zum N i e d e r g a n g führen und G. stellt uns ihre inneren und äußeren Folgen anschaulich vor Augen: ein Leben ohne innere Anspannung und starken Zusammenhalt, infolgedessen ein allmähliches Versagen (oder überhaupt nicht Zur-Entwicklung-kommen) der konzentrierenden Kraft der Seele, ein Herrwerden aller peripherischen Einflüsse, allgemeine Desorganisation des Charakters, Hand in Hand damit ein langsames Zerfallen mit den Grundlagen der Gesellschaft, also i n n e r e s u n d ä u ß e r e s V e r k o m m e n. „All ihr Denken entspringt nicht von innen heraus, sondern wurde durch äußere Eindrücke, die entweder früher haften geblieben oder gerade eben an sie gelangten, erzeugt“ (GT 57). „Eben darin besteht die Pein der sogenannten Zerrissenheit, daß die Träume und das Leben immer weiter auseinandergehen, die Träume kühner, begehrlicher werden, das Leben lüderlicher, armseliger, die Kraft des Menschen sich aufs Träumen legt, aus dem Leben flieht, der arme Wicht tobt gegen das Leben, welches sich nicht ändern will, seiner Ohnmacht spottet, denkt nicht daran, die Träume zu zähmen, auf festen Boden sie zu stellen, sie wohl dem Leben vorauflaufen zu lassen, doch so, daß das Leben mit den Träumen in Zusammenhang bleibt, ihnen folgen kann . . .“ (JW 167). In dem äußeren Verkommen zeigt sich die R e a k t i o n d e s s o z i a l e n u n d ö k o n o m i s c h e n O r g a n i s m u s, welcher denjenigen, der ihn nicht stützt, ebenfalls nicht stützt, sondern fallen läßt und unbarmherzig ausstößt. So kommt es bei G.s Helden meist zum jämmerlichen Schiffbruch (BS, SM, JW), der erst den Boden bereitet für die nun anhebende R e g e n e r a t i o n.

3. G.s Erziehungsromane (BS, SW, JM, D), gliedern sich alle nach dem z w e i t e i l i g e n S c h e m a: Niedergang und Aufstieg. Der Niedergang endet mit einem völligen Zusammenbruch (besonders eindrucksvoll SM, JW), durch dessen gewaltsame Erschütterung der Held

zur Selbstbesinnung gebracht und dadurch positiven Einwirkungen zugänglich gemacht wird. Nur in Uli ist der Katastrophe durch den erzieherischen Eingriff des Meisters vorgebeugt, und hier ist allerdings eine pädagogische Meisterleistung dargestellt in der vorsichtigen Zurückhaltung, mit der der Bodenbauer seinen Schützling Erfahrungen machen läßt, diese dann erzieherisch vertieft, ihnen aber nicht vorgreift. „Der Meister dagegen bemerkte mit Bedauern, daß etwas wie eine finstere Wolke zwischen ihr Vertrauen getreten. Er wußte nicht, was, und mit angestammter Kaltblütigkeit überließ er das Aufdecken dieses Unbekannten der Zeit; denn besondere Gelegenheit, mit Uli zu reden, bot sein Betragen nicht dar; es war äußerlich geregelt, und eine Gelegenheit machen war nicht Sache von Johannes“ (UK 54). Es handelt sich für alle diese Individuen darum, daß sie in die soziale und ökonomische Dynamik, von der sie bisher nur negativ ergriffen waren, und aus der sie nun vollends ganz herausgeschleudert sind, wirklich im positiven Sinn eintreten. Das ist dadurch zu erreichen, daß sie für ein persönliches Ziel innerhalb dieser Organisation aktiv interessiert und von der Erreichbarkeit desselben durch Anstrengung, Arbeit und ein geordnetes Leben überzeugt werden. Dieses geschieht bei dem einen (JW, SM) durch persönliche Erfahrungen und Erlebnisse, bei dem anderen (Uli) durch pädagogische Beeinflussung auf Grund der Erlebnisse. Gelingt es, ist ihnen „das Licht aufgegangen, daß sie etwas werden möchten, und der Glaube gekommen, daß sie etwas werden könnten“, so ist der Aufstieg angebahnt; denn sie sind damit von dem Auftrieb des sozialen und ökonomischen Organismus erfaßt. Das ist auch der Weg, wie den verwahrlosten Kindern der Armenanstalt zu helfen ist. „Aber das ist eben der Fehler, daß du den Glauben nicht hast, daß du noch ein Mann werden könntest. Du hast den Glauben, du seiest arm und bleibest arm und an dir sei nichts gelegen, und darum bleibst du auch arm. Hättest du einen anderen Glauben, so würde es auch anders gehen. Denn es kömmt noch immer alles auf den Glauben an“ (UK 30 ff.). „Es tat ihm wohl, zu denken, er sei nicht dazu erschaffen, ein arm verachtet Bürschli zu bleiben, sondern er könnte noch ein Mann werden. Er sah ein, daß man dieses nicht mit Wüsttun werde, und daß, je mehr man wüst tue, man um so mehr Boden verliere unter den Füßen. Es dünkte ihn gar seltsam, was der Meister gesagt . . . wie man nicht besser für sich selber sehen könne, als wenn man recht treu zu des Meisters Sache luege“ (UP 37). „Es ist der Glaube in ihnen eingekehrt, daß sie auch Gottes Kinder seien, auch auf dieser Welt nicht von seinem Wesen ausgeschlossen, nicht ausschließlich zu Not und Jammer geboren. Es ist das Vertrauen bei ihnen eingekehrt, daß auch sie der Vater mit Kräften ausgerüstet, und daß diese Kräfte ihnen zu etwas helfen werden in der Welt. Man sieht ihrer ganzen Haltung an, daß in ihnen der Glaube lebt, etwas werden zu können, daß ihre Träume Bilder füllen einer ehrenhaften, stattlichen Zukunft, daß Pläne und Vorsätze ihr Nachdenken fesseln“ (AN 151). „. . . daß der Mensch nur ernte, was er säe, das müssen die Kinder fassen lernen. Sie müssen wissen, daß jeder Tag ein Samenkorn ist, die Gegenwart

nichts anderes, als die in der Vergangenheit ausgesäten, jetzt sprossenden Samenkörner, daß in tausend Tagen, vielleicht erst in tausend Wochen der heutige Tag ihnen wieder auferstehen werde als gute oder böse Frucht, je nachdem sie ihn zu Ende und unter die Erde gebracht. Es muß also ihr gelichtetes inneres Leben sie zum Bewußtsein bringen, daß nicht das Sein in der Anstalt ihre Bilder verwirklichen, sondern ihr eigenes Tun: und aus diesem Bewußtsein soll der Trieb zur Arbeit hervorgehen, der gerne und viel schaffet, seine Kräfte anhaltend und an schweren Dingen übt, um später um so tüchtiger, ins Leben hinaustretend, mit dem Leben ringen zu können" (AN 153).

Mit dieser Wendung ist der Einzelne in ein völlig neues aktives und positives Verhältnis zum Leben eingetreten. Er sieht eine Zukunft vor sich, die er sich selbst gestalten kann, und um derentwillen er zu einem tätigen und beherrschten Leben in der Gegenwart genötigt ist. Arbeitsamkeit und Sparsamkeit werden die Pole seines Lebens. Die Wirkungen dieser neuen Lebensführung bleiben nicht aus: Kräfte werden entbunden, entwickelt, diszipliniert und auf ein Ziel gerichtet, Hemmungen entstehen, es bildet sich ein bestimmender Mittelpunkt, der den zerstreuenden und abziehenden Einflüssen der Außenwelt ein Gegengewicht bietet. Kurz: eine Persönlichkeit kristallisiert sich. Die Signatur des neuen Zustandes ist Freudigkeit und Leistungsfähigkeit im Beruf. „Er hat gesagt, der Mensch wolle Freude haben, besonders in der Jugendzeit. Hasse nun ein Dienstbote seinen Dienst und sei ihm die Arbeit zuwider, so müsse er eine apartige Freude suchen, und er fange daher an zu laufen, zu hudeln und mit schlechten Sachen sich abzugeben und habe daran seine Freude und sinne daran Tag und Nacht. Sei aber einem Knecht oder einer Magd das Licht aufgegangen, daß sie etwas werden möchten, und der Glaube gekommen, daß sie etwas werden könnten, so liebten sie die Arbeit, hätten Freude daran, etwas zu lernen, etwas recht zu machen; Freude, wenn ihnen etwas gelinge, wachse, was sie gesät, fett werde, was sie gefüttert; . . ." (UK 35).

In ständiger Wechselwirkung mit den inneren gestalten sich die äußeren Verhältnisse: eine feste Stellung in der Gemeinschaft bildet sich, ein gewisser Besitz stellt sich ein, und damit vermögen die sozialen und ökonomischen Zusammenhänge außer ihrer antreibenden immer mehr ihre haltende und bindende Wirkung zur Geltung zu bringen. Mit dem Gefühl erwachter, wachsender und beherrschter Kräfte vermischt sich nun das Bewußtsein eines festen Eingeordnetseins und sicheren Rückhalts zu einem neuen wohlbegründeten und freudigen Selbstgefühl, welches die Grundlage des neuen Daseins bildet (G. „Selbstbewußtsein"): „Er fühlte, daß er nicht mehr nur so ein arm Knechtlein sei, der nirgends sein sollte, sondern daß er in der Welt sich auf einen Platz gestellt, wo man ihn gerne sah, wo er etwas zu bedeuten hatte. Wie das alles so nach und nach kam und bei welchen einzelnen Anläßen . . . kann ich nicht erzählen; es wäre zu weitläufig. Er begann auch zu fühlen, daß man ganz anders auf die Erde trappe, auch sie mit andern Augen ansähe, wenn man ein Besitzer ist, als wenn man ein Habenichts ist. Es kömmt so eine Art ruhige Sicherheit,

die bei vielen in dummen Stolz ausartet, über den Menschen, wenn er angehängt hat an der Welt, d. h. wenn er Früchte seiner Arbeit, Ertrag seiner Kräfte vorgespart, Früchte gewonnen auf künftige Jahre. Er fühlt: er ist nicht mehr ganz allen Winden, fremder Willkür preisgegeben, er ist schon selbständiger, mehr Herr seiner selbst. Er kann schon einige Krankheitswochen unbesorgt ertragen, kann wenige Wochen ohne Meister sein, das macht ihn zufriedener, gelassener" (UK 102 ff.). „Es war ein anderer Jakob, welcher jetzt wanderte, als der, welcher bisher gewandert hatte, und dieses fühlte er selbst sehr wohl. Er war männlicher, reifer geworden, er hatte Wurzeln geschlagen im Leben, war zu einem selbständigen Wesen geworden. Er war nicht mehr der Junge, welchen die Großmutter den Dummen nannte, der rein von der Außenwelt und ihren Eindrücken abhing, der den Himmel anjauchzte, wenn er Wein im Kopfe hatte, und die Welt verfluchte, wenn er müde Beine kriegte" (JW 276).

4. Wir können die Wirkung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Organisation für den Einzelnen in doppelter Richtung bestimmen: sie wirkt Ziele gebend, das ist anspornend und Halt gebend, das ist bewahrend. Ist der Einzelne einmal in diesen Zusammenhang eingeordnet, so wird er fast von selbst vorwärts getrieben; denn es bleibt ja nicht bei diesen einfachen Verhältnissen, die wir bis jetzt kennen gelernt haben, sondern seine Aufgaben und Pflichten erweitern, steigern und vertiefen sich. Bis jetzt war die Einstellung des jungen Menschen wesentlich egozentrisch. Er verfolgte ein ganz persönliches Ziel; seine Aufgabe bestand in der Ausbildung seiner eigenen Kräfte und der Eingliederung seiner Person in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhang. In der Unterhaltung des Bodenbauers mit Uli ist diese Lage sehr gut gezeichnet: „Es gäbe jede Ausübung unvermerkt eine Gewohnheit, welche man nicht mehr los würde. Wenn so ein Jungfräuli oder Knechtlein jahrelang so wenig als möglich getan, so langsam an einer Sache gemacht, allemal gebrummelt hätte, wenn man ihm etwas zugemutet, . . . so gäbe es erstlich eine Gewohnheit, und die könne es später nicht mehr ablegen. Zu allen Meistern brächte es diese Gewohnheit mit, und wenn es am Ende für sich selbst sei, sich verheirate: wer müsse diese Gewohnheiten, diese Trägheit, Schläfrigkeit, Schmäderfräßigkeit, Unzufriedenheit haben, als es selbst? Es müsse sie tragen und alle ihre Folgen, Not und Jammer bis ins Grab, durch das Grab bis vor Gottes Richterstuhl. . . . Aber so wie man durch sein Tun sich inwendig eine Gewohnheit bereite, so mache man sich zweitens außen einen Namen. An diesem Namen, an dem Ruf, der Geltung unter den Menschen, arbeite ein jeder von Kindesbeinen bis zum Grabe; jede kleine Ausübung, ja jedes einzelne Wort trage zu diesem Namen bei. Dieser Name öffnet oder versperrt uns die Herzen, macht uns wert oder unwert, gesucht oder verstoßen. Wie gering ein Mensch sein mag, so hat er doch einen Namen; ihn betrachten die Augen seiner Mitmenschen und urteilen, was er ihnen wert sei. So macht auch jedes Knechtlein und jedes Jungfräulein an seinem Namen unwillkürlich, und nach diesem Namen kriegen sie ihren Lohn. Dieser Name bricht ihnen Bahn und verschließt sie ihnen" (UK 32).

Die „Gewohnheit“ bezeichnet die Wirkung der Lebensbetätigung auf den persönlichen Charakter, der „Name“ bezeichnet diejenige auf die Stellung in der Gemeinschaft. Beide stehen in engem Wechselverhältnis zueinander und geben die doppelte Richtung an, in welcher der junge Mensch die Kausalität aller Handlungen zu fühlen bekommt.

Die nun anhebende Entwicklung geht auf eine zunehmende Objektivierung des Lebens aus. Sie setzt bei Uli da ein, wo er Meisterknecht wird und damit die selbständige Verwaltung eines Hofes übernimmt, bei Jakob da, wo er den kranken Meister im Waadtland vertritt und für dessen Familie sorgt. Diese neuen Verhältnisse bereiten vor auf die zentrale Aufgabe der zweiten Periode: die Gründung und Erhaltung eines Hausstandes. Damit ist für den einzelnen eine vollständig neue Einstellung verbunden. Er übernimmt eine objektive Verantwortung und ist genötigt, aus dem Bannkreise seines bloßen Ich herauszutreten; zur Sorge für sich selber kommt diejenige für Menschen, die ihm nahestehen, und für einen ganzen komplizierten Organismus, und zur Aufgabe der Schulung und Beherrschung seiner eigenen Kräfte kommt diejenige der Leitung und Lenkung fremder. Eine Fülle grundlegender Aufgaben innerer und äußerer Natur konzentriert sich in dieser einen Aufgabe: Führung einer Ehe, Erziehung der Kinder, Regierung der Dienstboten, wirtschaftliche Grundlegung, Organisation der Arbeit, Behauptung nach außen. Ihre Lösung bedingt und bewirkt erst das letzte an Entfaltung, Ausnutzung und Beherrschung der gesamten intellektuellen und moralischen Kräfte, und dazu kommt die Wirkung, die mit den neuen, tiefeingreifenden Erlebnissen und sozialen Verantwortlichkeiten von Liebe, Ehe, Vaterschaft, Meisterschaft usw. verbunden ist: das Herausgehen aus dem eigenen Selbst. Entfaltung altruistischer Gefühle und Empfindungen, Hingabe an andere, ein starkes soziales Ethos. Diese neue Stimmung opferfreudiger Arbeit für andere, die neben dem Hochgefühl eigener Kraft einhergeht und dasselbe ergänzt, ist das Kennzeichen dieser zweiten Periode und bereitet auf die letzte, religiös bestimmte Entwicklung vor, die in der Hingabe an Gott gipfelt (s. Kap. 5). „Dies Einswerden mit einer Seele von ganzem Herzen, ganzem Gemüte und allen Kräften, in welcher Vereinigung alle Ichsucht untergeht: ist das nicht auch ein Vorläufer des Einswerdens mit Gott, welchem ebenfalls unsere Selbstsucht zum Opfer fallen muß?“ (UK 387.)

5. Diese ganze Entwicklung ist eine Illustration zu dem Dichterwort, daß der Mensch mit „seinen höheren Zwecken“ wachse. Die konkreten Aufgaben und Pflichten des Lebens in ihrer progressiven Steigerung und Entwicklung sind es, welche in ihm in zunehmendem Grade Kräfte aufrufen, steigern, läutern und vertiefen. „Dem Ehemann beginnt so recht der Ernst des Lebens, der Kampf mit der Welt. Wahrscheinlich hat er schon lange mit ihr getändelt, manch Scherzspiel mit ihr getrieben; aber so recht mit Bewußtsein beginnt doch erst jetzt die ernste Schlacht. Dem Feldherrn vorm Beginne der Schlacht gleicht der Hausvater am Morgen nach geschlossener Ehe“ (UK 8 ff.). „Wir bemerken einfach, daß nicht bloß jeder Christ ein Kriegsmann sein soll, sondern daß jeder Hausvater einer sein muß, er mag wollen oder nicht.

Daß die Welt ringsum auf ihn schaut Tag für Tag, und daß er gegen diese Welt bestehend aus Umständen und Persönlichkeiten, stehen muß, wenn er nicht zu Boden getreten sein will; daß er ihr abstreiten muß, was er sein nennen will. Die erlaubten Streitweisen, das wahre Kriegsrecht findet sich in Gottes Gebot und nicht in ochsenhaften Gelüsten" (UPS). „Ermutigt ging endlich (Uli) und fühlte nun so recht seine Bedeutsamkeit. Er war etwas; er tat seine Augen ganz anders auf, als er auf das anvertraute Gut trat, das von ihm allein seine Besorgung erwartete. Er ging mit ganz anderen Schritten dem Hause zu, wo er gewissermaßen regieren sollte, wo man ihn erwartete, wie ein rebellisch Regiment seinen Obersten" (UK 168). „Wer regieren will, muß die Probe, ob er regieren könne, vor allem an sich selbst gemacht haben; wer Kräfte entwickeln, ordnen will, muß vor allem die seinigen kennen und sie untereinander ins Gleichgewicht gebracht haben" (HI 241). „Es gibt sich, daß ihnen Kinder beschert werden: da erwacht das Gefühl der Vaterwürde, und daß durch ihre Hand Gott Haus und Kinder regieren will; erwacht das Verlangen, zu wandeln vor ihnen, daß sie den Vater ehren müssen und schauen mit Ehrfurcht auf seinen Wandel; . . . aus diesem heiligen Herde erhebt eine heilige Flamme sich, die nicht zornig aufschlägt, nicht düster glimmt, sondern stetig und allmählich Wärme durch alle Glieder gießt und ein bestimmtes Leben in jedes Handeln bringt" (AB I 150). „Kinder sind oft weitaus die kräftigsten Bildungsmittel. Wie manches Ehepaar entsagt den Lüsten der Welt, bricht sich Gewohnheit um Gewohnheit ab, scheinbare Bedürfnisse verlieren ihre zwingende Kraft, lösen sich in Nebel auf; es sucht Kräfte in sich und findet sie, spannt sie zusammen, ringt mit den Umständen, ringt mit dem Unglück, ringt Tag um Tag der Welt das Nötige ab, nährt die Kinder, bildet die Kinder, und während es arm geblieben wäre ohne Kinder, ist es reich geworden durch die erweckende Kraft der Elternpflicht. Es ist wahr, manch Elternpaar, wenn das erste Kind vor ihm in der Wiege lag, hielt zum ersten Mal ernste Rechnung mit sich selbst, stellte seine Seele vor den Spiegel der Wahrheit und frug, ob so eine Seele würdig sei, Vater und Mutter vorzustellen; frug ihn, was versteckt und abgelegt werden müsse, wenn das Kind Vater und Mutter ehren solle, danach rangen sie, sich zu reinigen, . . . so ward manches Elternpaar, das vielleicht versunken wäre in niederen Trieben, wild Gestrüpp, eine Zierde des Menschengeschlechts durch die zwingende Kraft der elterlichen Würdigkeit. Es ist wahr, manch Elternpaar wurde durch Kindsgeschrei geweckt aus geistigem Schlafe, und das zur Welt geborene Kind sprengte auch die selbstsüchtigen Schranken ihres Lebens. Elternliebe floß heiligend durch ihre Seelen" (GT 69). Daneben wächst auch die soziale Resonanz der Handlungen des Einzelnen; sie besteht zuletzt in nichts weniger als dem Schicksal eines ganzen Hauswesens. Bewährt sich der Einzelne in all diesen schweren und verantwortungsvollen Aufgaben, so besteht der schönste Lohn für ihn in dem Bewußtsein, ein objektives Werk vollbracht zu haben, errichtet zu haben „ein bleibend Denkmal, die schönste Ehrensäule, eine tüchtige Familie, festgewurzelt in der Erde, und kühn und fromm hoch zum Himmel auf die Häupter

hebend" (UP 8). „Was ist sterbenden Eltern der beste Trost? Wenn sie ihre Familie so hinterlassen können wie einen gesunden Baum, der, gesund in Wurzeln und Aesten, langes Leben und ein hohes Alter verspricht" (UP 70, 92).

Die ganze Lebensauffassung, die einer solchen Einstellung entspricht, kann nur eine heroische sein, für welche Not und schwere Schicksale nicht als Uebel erscheinen, sondern als von Gott geordnete Motoren innerer Entwicklung und Läuterung (s. SM, JW): „Wir versanken doch nicht in der Not; die Not erzog uns, rief Kräfte in uns auf; die Not gab Erfahrungen, die Erfahrungen brachten Läuterungen, von denen ich sonst keinen Begriff erhalten hätte. Solche Erfahrungen und Läuterungen machen das wahre Fuchsentum dieser Welt aus, das eine obere Hand geordnet hat und leitet und das die darin Bestehenden nobel macht" (SM II 73). „Gritli hatte alle Tage Sonntag und tändelte mit der Welt, darum ward es von der Welt überwunden und seine Sonntage verkehrten sich in Jammertage, Liesi rang mit der Welt und hatte schwere Tage, darum überwand es die Welt und der Rest seiner Lebenszeit ward der Anfang des ewigen Sabbath" (ZB 312). „Wenn doch die Menschen auch an den Gewinn der Seele dächten, wie mancher müßte sich da des reichsten Erbes rühmen, der jetzt schmäht, er hätte sein Lebtag keinen Kreuzer geerbt. Gott hat ihm Leute an die Seite gegeben, deren schroffe Seiten ihn reinigen sollen von aller Unreinigkeit" (SM II 284). „(Vrenelis) Natur war eine echt aristokratische, sie hatte große Anlagen zum Regieren. Solchen Naturen wird die christliche Ergebung und das Unterordnen unter einen Willen, der eng ist, kleinlich, vielleicht auch gar verderblich, gar zu schwer, gar zu schwer, sich selbst Gott zu fügen in allen Dingen und zu sagen: Vater nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Schmutzige Naturen haben heiße Reinigungsfeuer nötig, bis sie christliche Naturen geworden sind; aber großartige Naturen haben nicht weniger schwere Prüfungen zu bestehen, bis sie sich zu Kindern Gottes aufgeschwungen haben" (UP 80).

6. Das Gebiet, das bis jetzt das Hauptfeld der Pädagogik ausmacht und ihr auch den Namen gegeben hat, die Erziehung der Kinder, kommt bei G. natürlicherweise nicht mehr zur Geltung, als dies im Ganzen des menschlichen Lebens überhaupt der Fall ist. Es ist eine Tatsache, daß sich diese Funktion der menschlichen Gemeinschaft viel selbstverständlicher und geräuschloser, man möchte sagen „organischer" vollzieht, als der berufsmäßige Pädagoge manchmal anzunehmen geneigt ist. In diesem Sinn sieht G., wie alle auf das realen Leben gerichtete Pädagogen (Pestalozzi; Gegensatz: Plato, Fichte) den natürlichen und gegebenen Erziehungsorganismus in der Familie und in ihrer Erweiterung, dem Hause. Denn dieser Komplex ist ein natürlicher Brennpunkt konkreter Lebenszusammenhänge und fundamentaler menschlicher Aufgaben. Das Kind wächst ganz von selbst in ihn hinein und an seinen lebendigen Aufgaben und Problemen empor. Die elementaren Zusammengehörigkeitsgefühle, auf denen er beruht, bilden die Grundlage für die allmähliche Entfaltung einer höheren Sittlichkeit. Deshalb möchte sich wohl für G. die idealste Erziehungs-

gemeinschaft in dem gut geleiteten Bauernhaus darstellen, in der Art und Weise, wie in ihm die Kinder frühzeitig in den Zusammenhang der gemeinsamen Arbeit eingeordnet, an allen Angelegenheiten des gemeinsamen Ganzen, „Freude und Leid, Sorgen und Hoffnungen", beteiligt und so der assimilierenden und regulierenden Kraft dieses Organismus von Anfang an voll ausgesetzt werden (HI, SB, AN; geeignetste Form für die Armenanstalt: „eine Familie")[1]. Dem Haus gegenüber tritt für G., wie für Pestalozzi (namentlich in seiner ersten Periode), die Schule in ihrer erzieherischen Bedeutung zurück. Sie kann höchstens als (oft zweifelhafte) Ergänzung der Hauserziehung gelten. Nichtsdestoweniger hat ihr G. schon als Vikar und dann auch als Pfarrer einen großen Teil seiner Arbeitskraft gewidmet[2]. Aus den Erfahrungen dieser Beschäftigung und aus seiner Teilnahme an den schulpolitischen Bestrebungen der 30er Jahre heraus entstand der „Schulmeister", ein „unglaublich reiches Buch". Es ist kulturhistorisch ungemein wertvoll, denn es schildert den Stand der Volksschule vor ihrer Erneuerung im Gefolge der demokratischen Bewegungen der 30er Jahre, sowie diese Umwälzungen selbst. Von schultechnischen Fragen: Klasseneinteilung, Lehrplan, Stundenplan, Abteilungsunterricht usw. gibt es kaum eine, die nicht einmal gestreift wird, ein Beweis von G.s großer praktischer Vertrautheit mit dem ganzen Gebiet. Wir müssen uns hier jedoch darauf beschränken, seine grundsätzliche Stellung zur Schule zu berühren.

Das Wertvolle des Buches liegt in seiner Form als Roman. Durch diese Art der Behandlung ist verhütet, daß die Schule, wie oft in theoretischen Abhandlungen, zur pädagogischen Abstraktion und auf ein paar Grundbeziehungen festgelegt wird; sie erscheint vor uns vielmehr als ein konkretes und reiches soziales Lebewesen inmitten des Gesamtorganismus einer Dorfgemeinde mit einem lebendigen Mittelpunkt, dem Schulmeister. Sie verliert dadurch das starr Dogmatische, das ihr in der Theorie anhaftet, und enthüllt eine ungeahnte Fülle von Beziehungen, Wechselwirkungen und Abhängigkeiten seelischer Natur. Auch daß sich das Ganze um die Lebensgeschichte eines Schulmeisters gruppiert, verleiht der Behandlung ihren besonderen Reiz. Nicht selten nimmt die pädagogische Betrachtung den Erzieher nur zum Ausgangspunkt und konzentriert sich dann vollständig auf den Zögling und dessen seelische Dynamik, während der Erzieher gewissermaßen als Maschine behandelt wird, welche die pädagogischen Funktionen mühelos und ohne Hemmung vollbringt. Hier tritt der Erzieher selbst mit den Verwicklungen seiner eigenen Natur in den Mittelpunkt, und es entsteht ein wichtiger Beitrag zur Psychologie des Erziehers an der Hand einer Erziehungsgeschichte des Erziehers (zugleich eine Soziologie des Schulmeisters).

Zweierlei beeinträchtigt die Bedeutung der Schule in den Augen G.s. Einmal ist sie eine künstliche Unternehmung, deren erzieherische

---

1) S. hierzu Natorp, Pestalozzi, 3. Kap., § 3; Förster, Süddeutsche Monatshefte, Mai 1914, S. 259 ff.
2) S. hierzu Bartels S. 16 ff.; Tobler, J. G. und die Schule.

Kräfte und Mittel in keiner Weise an die des Lebens heranreichen, zum anderen ist sie (oder wird gar zu leicht) eine Stätte der bloßen Verstandesbildung und Vernachlässigung der Charakterbildung, in welcher doch der Schwerpunkt liegen muß; denn ein geweckter Verstand kann nur segensreich wirken, wenn er durch einen festen Charakter geleitet wird. „So trieb man Abgötterei mit der Schule, hielt sie für den einzigen Faktor, welcher tüchtige Menschen bildet, bedachte nicht, daß der geschickteste Schuljunge der dümmste oder schlechteste Kerl werden kann, daß das Leben selbst eigentlich die Hauptschule ist, die das Gelernte erst lichtet, zusammenkittet, brauchbar macht, daß das Leben die Kräfte weckt und stählt, welche den Menschen brauchlich machen. Das Leben bildet den Charakter, die Schule gibt nur das Wissen, und weil man die Schule vergöttert, leidet man jetzt an dem schweren Uebel, daß man wohl allerlei Wissen hat, aber schrecklichen Mangel an Charakter" (JW 248). „Wehe aber der Erziehung, wo nur des Geistes Kraft geschärft, ins Wissen und Denken alles gesetzt wird. Diese Erziehung, wie sie leider so oft getrieben wird, ist nichts als Schleifen kalten Stahls zu einem zweischneidigen Dolche, der nur zu oft gegen den Schleifer selbst sich wendet und dessen Brust durchbohrt" (GT 127). „Man gibt doch nach und nach zu, daß das Erziehen die Hauptsache sei und nicht das Schulen, sowie der sittliche Wert eines Menschen weit höher zu halten ist als irgendeine Kenntnis oder Fertigkeit . . . . Wenn man nun ein unerzogenes, sittlich verwahrlostes Kind geschickt in den Schulen macht, so wird es ihm weit eher schaden als nützen. Es wird pfiffiger, begehrlicher, wird hauptsächlich hineingerissen in die Schwindelei dieser Zeit . . . ." (AN 67). G.s Forderung geht vor allem auf Kraftbildung anstatt der Aufspeicherung toten Wissens, die Schule sollte sein „eine Schleife für die verschiedenen Kräfte des Menschens", kein „Nürnberger Trachter", durch welchen man dem Kinde so viel einlasse, als hineinwolle; er lehrt, „. . . daß die Schule ein Doppeltes soll: vor allem aus die innewohnenden Kräfte entbinden durch den den Kindern vorgeführten Stoff, dann freilich auch diesen Stoff ihnen zu eigen zu geben und Fertigkeiten seiner Anwendung" (SM I 168). „Was ist eigentlich nun ein Lehrer anders als ein geistiger Vater seiner Kinder, der ein inneres geistiges Leben zeugen soll in ihnen? Anbrennen und Aufflammen lassen soll er in ihnen den göttlichen Funken, daß jede Kraft Flammen sprüht, heiß und weich gezogen werden kann von des Meisters Hand auf rechte Weise. Ein eigenes Licht soll er anzünden in eines jeden Kindes Brust, damit es dort nicht dunkel bleibe, öde und leer, oder wie in einem Magazine, wo viele Waren liegen und keine gebraucht wird, wo es nur von Zeit zu Zeit helle wird, in trügerischem Schein einer Laterne, die man hineinträgt zuweilen, aber immer wieder hinaus. Das ist der Schule höchste Aufgabe" (SM I 275). Das läßt sich jedoch nicht erreichen bloß durch eine korrekte Methodik, sondern allein durch eine lebendige Lehrerpersönlichkeit; Leben wird nur durch Leben entfacht und Geist nur durch Geist: „Wo in einem Lehrer Leben wohnt und Geist, wo er seine ganze Seele hineinlegt in sein Wirken, da seht doch nur hin, wie es aufgeht in den Gesichtern der Kinder, wie Nordschein

und Morgenröte! Alle Züge werden lebendiger, über die Augen verbreitet sich ein eigener Glanz und jegliche Bewegung zeuget von neu erregtem geistigen Hunger und Durst. Was dieser Lehrer auch treiben mag, und sei es nur das trockene Buchstabenschreiben, so wird doch auch hier es rege und rührig sein, und die Kinder werden gedankenvoll und nicht gedankenlos ihre Linien ziehen. In einer solchen Schule blüht für den, der eben Menschen sucht und nicht Magazine, eine wahre Seelenfreude, während sie für die Schulpedanten ein wahres Aegernis sein kann" (SM I 276).

V.

1. G. hat nicht nur die fundamentale Verwurzelung von Gesellschaft, Wirtschaft und erzieherischer Emporhebung des Menschen erkannt, sondern er sieht, wie oben ausgeführt, sogar den letzten und innersten Zweck alles sozialen und ökonomischen Lebens überhaupt in seiner erzieherischen Funktion. Da nun die Form, in der sich dieses Leben abspielt, dem Menschen nicht in fester und unabänderlicher Weise gegeben ist, sondern er in gewissen Grenzen bestimmenden Einfluß darauf hat, so erhebt sich ohne weiteres die dritte sozialpädagogische Frage: wie muß die gesellschaftliche und wirtschaftliche Ordnung beschaffen sein, damit sie ihrem letzten und höchsten Zweck, dem pädagogischen, entspricht? (Pädagogisch-politische Fragestellung.)[1])

G.s Antwort auf diese Fragestellung ist natürlich durch den transzendenten und heroischen Charakter seiner Lebensauffassung spezifisch bestimmt. Das diesseitige Leben ist nicht Ziel, sondern Vorbereitung; sein Sinn ist nicht Behagen und Genuß, sondern Arbeit, Anstrengung, Kampf. „Wer aber ein ewiges Leben glaubt, weiß, daß man sich hier läutern, daß man kämpfen muß und seine Kräfte schärfen, um jenseits die Vollendung zu erlangen" (JW 225). Alle Verwicklungen und unglücklichen Verhältnisse dieses Lebens haben ihre Ursache nicht in einer äußeren Ordnung oder Einrichtung, sondern entspringen aus der ungereinigten und zwiespältigen Natur des Menschen (theologisch: Erbsünde); sie sind die natürlichen von Gott geordneten Auswirkungen eines inneren Zustandes, und sollen den Menschen zu innerer Läuterung und Reinigung antreiben. „Daß an der bestehenden Ordnung der Fehler lag, daß er so dünn angetan, auf so kalten Wegen wandern mußte, das war wahr, aber daß es nicht die Ordnung des Staates, die gesellschaftliche Ordnung war, an der die Schuld lag, sondern an der zerstörten Ordnung in seinem Innern, dem revolutionären Zustande seiner Kräfte und Sinne gegen den obersten Grundsatz, daß die Tugend zum Heile führe und nur in Gott die Kreatur selig werden könne; dieses begriff . . . Jakob nicht. Wo der Mensch selbst in der Revolution liegt,

1) Vgl. zum folgenden Lötscher, J G. als Politiker, sowie Natorp, Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage, Heilbronn 1894.

da ist kein Friede, kein Erbauen, da ist nichts als Elend und Zerstörung" (JW 156). „Alle diese Nachrichten suchen die Ursache des bestehenden Elends nicht in der Sünde, wo es nach unsern heiligen Büchern liegt, sondern sie suchen es in der bestehenden Ordnung . . . ." (JW 220). „Man sollte auf Erden eine Anstalt errichten, zu verhüten, daß je ein Mensch, er mag tun, was er will, in Verlegenheit oder Leiden komme, und eigentlich hätte der liebe Gott mit jedem Menschen ein himmlisches Kindermädchen sollen geboren werden lassen mit einer Unmenge von Vorräten an Geduld und Vorsicht, daß ja das gute Menschenkind den Fuß an keinen Stein stoße. Aber eben dies wollte der liebe Gott nicht. Als es dem verlorenen Sohn schlecht ging, schickte ihm Gott keine Köchin nach, daß sie dem lieben Söhnlein koche und brate, sondern er ließ ihn zu den Trebern kommen . . . . denn dies ist eben die Ordnung Gottes, daß der Sünder durch Weh zum Wohl geführt wird, daß Züchtigungen wirken friedsame Früchte der Gerechtigkeit, daß, wer sich nicht bekehrt, untergeht" (JW 225). Es ist deshalb völlig verfehlt, dem menschlichen Elend durch äußere Umwälzungen und Maßregeln grundsätzlich abhelfen zu wollen. Es kann durch solche manches gehoben, vieles gemildert werden; aber eine wurzelhafte Besserung kann nur von innen her, durch eine innere Wiedergeburt des Menschen angestrebt werden. „Wir geben gerne zu, daß große Unbill in der Welt ist, daß namentlich in Fabriklanden an der Menschheit mächtig gefrevelt wird, und manche Unbill mag man durch Gesetze steuern so gut als dem Mord, dem Raub, dem Ehebruch usw., aber an die Quelle des Uebels reicht des Menschen Macht nicht . . . (Christus) sagt uns, wo das Uebel liege: nicht in den Zuständen der Welt, sondern in den Zuständen der Seele, nicht in der Armut, sondern in der Sünde, und nicht in Revolutionen ist das Heil, sondern in der Wiedergeburt des inneren Menschen, denn wer nicht wiedergeboren wird, wird das Reich Gottes nicht sehen . . ." (JW 253). Ein vollkommener Zustand wird sich jedoch in diesem Leben nie erreichen lassen, das widerspräche seinem ganzen vorwärts weisenden und vorwärts treibenden Charakter. Wir dürfen es uns nicht verdrießen lassen, an einer beständigen Besserung aller menschlichen Zustände zu arbeiten; aber die endgültige Erfüllung dieses Strebens können wir nicht im Diesseits erwarten. „Die Ideen sind Kinder des Lichtes. Die Feuersäulen, die uns leuchten auf der dunklen Erdenbahn, sie können aber nie völlig übergetragen werden auf die Zustände der Erde, da wachsen sie immer verkrüppelt auf, wie Pflanzen des Südens im kalten Norden. Sie sollen aber eben nicht die Erde zum Himmel machen, wo bliebe da die Sehnsucht nach dem Himmel, nach der eigentlichen Heimat? Sie sollen die Ahnungen des Himmels wecken in der Menschenbrust, sie sollen nach dem Himmel ziehen. Dieses Ziehen und Bilden der Menschen ist die Hauptsache, nicht das Umschaffen der Zustände der Erde zu einem Himmel. Allerdings wird jeder sein inneres Leben als Siegel auch den äußeren, den ihn umgebenden Zuständen aufdrücken wollen; aber das wird nie vollkommen gelingen wegen eigener und anderer Gebrechlichkeit, daher eine unsägliche Doppeltorheit unserer Zeit. Erstlich das Heil der Menschheit suchen zu wollen in einem äußeren Zustande,

einer Form, einer Verfassung allein ohne Rücksicht auf das Innere des Menschen; zweitens die Menschen beglücken zu wollen nur mit einer Idee in ihrer Ausführung, in unsinnigem Uebermute Gott und den Himmel überflüssig glaubend" (SM I 340 ff.). G. verkündet hiermit nichts anderes als die echt christliche Versöhnung („Vermittlung") zwischen Idealismus und Realismus, Optimismus und Pessimismus. „Die Annahme dieser Vermittlung ... heißt mit einem fremden Worte Resignation, mit einem heimischen Ergebung." Es handelt sich damit für G. nicht um eine einfach übernommene religiöse Lehrmeinung, sondern um eine Anschauung, die aus seiner tiefen Kenntnis der menschlichen Natur und aller menschlichen Verhältnisse überhaupt stammt.

2. Diese Auffassung ist eigentlich der tiefste Grund seiner leidenschaftlichen Ablehnung der sozialistischen, kommunistischen und verwandter Bestrebungen. Denn seine Auseinandersetzung mit diesen Bewegungen ist keineswegs streng geordnet und gedanklich, sondern mehr zufällig und instinktmäßig; allerdings aus einem genialen Instinkt für die Wirklichkeiten des Menschenlebens heraus. Seine Kenntnis all dieser Ideen ist ja reichlich ungenau und allgemein; er charakterisiert sie einmal folgendermaßen: „Der Kommunismus ist ganz einfach der tierische Zustand, wie er auch unter den Menschen nach Aufhebung des Eigentums und der Ehe und Einführung der freien Liebe entstehen würde. Der Sozialismus will in das Grobe das Feine bringen, will die von Gott gegebenen Kräfte ordnen, jeder Kraft die passende Arbeit anweisen und jeder Arbeit akkurat den gehörigen Lohn, will die sichtbare Vorsehung sein und ergänzen die Ordnung Gottes. Aber das geht halt nicht, wer will sowas handhaben?" (JW). Diese Charakteristik ist allerdings primitiv, sie ist ungerecht, und doch trifft er in ihr einen wunden Punkt des Sozialismus. Alle diese Bestrebungen widersprechen der Lebensauffassung G.s im tiefsten; denn sie sind diesseitig und eudämonistisch. Dadurch fälschen sie den Sinn des Menschenlebens als eines Kampfes um die innere Läuterung und lenken vom Innern zum Aeußern ab. Die „neue Lehre" „... zerstört die Achtung gegen die eigene Seele, den Trieb der eigenen Fortbildung, des wahren Fortschrittes in tüchtigem treuen Wandel gegen Gott und Menschen, in Uebung seiner geistigen und leiblichen Kräfte, um einst vom Anvertrauten Rechnung ablegen zu können. Sie sucht den Wert des Ichs in möglichst feinem und allumfassendem Genusse" (JW 147). „Christus ... setzt eben in die Ueberwindung der Sünde, in das Opfer des alten Menschen des Menschen höchste Aufgabe in diesem Leben. Fourier im Gegenteil setzt in die Befriedigung aller Leidenschaften des Menschen Höchstes, und für die erste Pflicht der menschlichen Gesellschaft gibt er aus, jeden Menschen in die Lage zu versetzen, in welcher er seine Leidenschaften vollständig befriedigen kann. Denn das ewige Leben hält Fourier für eine pfäffische Lüge. Je nachdem nun der Mensch ein Ziel hat, gestaltet sich ihm der Dinge Wert, sucht er den Grund, der ihn an Erreichung seines Zieles hindert, ihm Elend gibt, statt Glück. Der Christ, um es bündig zu sagen, sucht diesen Grund in der Unzucht, Fourier in der Zucht. Der Christ hätte den Grund von Jakobs Elend nicht bei den Genfer Millionärs gesucht,

sondern in Jakob selbst" (JW 220). In Jakobs „Wanderungen" hat G. versucht, an Jakob selbst und an Typen, mit denen er in Berührung kommt, die Wirkung dieser Lehren auf den konkreten Menschen (reichlich tendenziös) zu schildern und sie dadurch ad absurdum zu führen.

Damit kommen wir zu ein paar Worten über G.s politische Haltung und seiner Behandlung der Politik überhaupt. Die Grundwurzel seiner politischen Tätigkeit liegt in seiner durch und durch ethischen Natur, seinem unbeugsamen Gerechtigkeitsgefühl. Die Teilnahme an dem Los der Armen und Gedrückten durchzieht seine ganze Wirksamkeit. Doch ist seine Aufmerksamkeit in der ersten Zeit seiner Schriftstellerei (namentlich BS, auch noch SM) mehr anklagend auf ungerechte und ungesunde Zustände gerichtet und er erwartet von äußeren Aenderungen in gewisser Weise die Hauptuhilfe. Daher seine liberale Parteinahme, da er von der Beseitigung der Aristokratie mit ihrer egoistischen „Ausschließungssucht" das Heil erwartet, seine übergroße Hoffnung auf die „neue Zeit" mit ihrem Freiwerden wertvoller neuer Kräfte und ihrer „allgemeinen" Bildung (s. SM 2. Kap. 31). Je länger, je mehr wendet er sich jedoch, durch Erfahrung gedrängt, von seinem optimistischen Doktrinarismus ab. Er lernt erkennen, daß die Mißstände nicht in einer äußeren Ordnung verwurzelt sind, sondern in der innersten Natur des Menschen, und daß hier der Hebel anzusetzen ist. Er neigt immer mehr konservativen Ansichten zu, ohne jedoch ein prinzipieller Konservativer zu werden, so wenig er vorher ein prinzipieller Liberaler war. Denn seine Politik ist überhaupt nie prinzipiell. Dazu ist er viel zu wenig abstrakt gerichtet. Sein Standpunkt ist der des praktischen Volkserziehers; er beschäftigt sich nicht mit der politischen Idee an sich, sondern mit der Wirkung derselben auf das Volk (s. ZB), das ist: mit dem Leben und Treiben der politischen Mittel- und Unterschicht. Daß er, der eine leidenschaftliche Kämpfernatur war, in der Hitze des Kampfes oft ungerecht wurde, muß zugegeben werden; er hat die diesbezüglichen Zurechtweisungen Gottfried Kellers reichlich verdient.

3. Die sozialpolitischen Anschauungen G.s kommen in der Art und Weise, wie er sich zu der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ungleichheit unter den Menschen stellt, zum konzentrierten Ausdruck. Die Verschiedenheit der Menschen nach Ausstattung und Schicksal stammt natürlich letzten Endes von Gott. Sie ist aber keineswegs willkürlich, sondern hat ihren ganz bestimmten pädagogischen Zweck. Seine eigentümliche und jeweilige Lage soll im einzelnen Menschen ganz bestimmte innere Kräfte aufrufen und zur Entfaltung bringen. Diese Grundsätze gelten im vollen Maße für die Stellung zur Armenfrage. Die Erscheinung der Armut ist in einem gesunden Staatswesen weder anormal noch gefährlich, sondern selbstverständlich. Das Ideale wäre, daß sie sich nur aus Menschen rekrutierte, die durch mangelhafte Ausstattung (Lahme, Blinde ꝛc.) oder durch Schicksalsschläge in diese Lage versetzt sind (die sogenannte „unverschuldete" Armut). Neben diesen wird es jedoch auch immer solche geben, die wegen sittlicher Mängel unfähig sind, ihre Angelegenheiten zu führen, und die dadurch in Armut sinken („verschuldete" Armut). Die Erscheinung der Armut wird nicht gefährlich, solange sie sich

ökonomisch und geistig-sittlich dem organischen Zusammenhang der Gemeinschaft einordnet. Die ökonomische Einordnung besteht darin, daß die Zahl der Armen einen gewissen Umfang nicht überschreitet, so daß sie von den Begüterten mitunterhalten werden kann. Die geistig-sittliche Einordnung beruht auf der seelischen Einstellung sowohl der Armen als der Begüterten, daß das Verhältnis von beiden Teilen als ein von Gott verfügtes angesehen und in demütiger Gesinnung daraus innerer Nutzen gezogen wird. Denn sowohl die Lage des Gebenden als die des Nehmenden ist geeignet, bei rechter innerer Verfassung reiche innere Kräfte zur Entwicklung zu bringen: „. . . wie Eltern Gott zu vertreten haben gegenüber ihren unmündigen Kindern, so haben die von Gott mit Gütern Begabten Gott zu vertreten gegenüber denen, welche Gott für ihre Lebensreise nicht hinlänglich ausgestattet hat, und gerade in diesem Mangel der Ausstattung Einzelner hat Gott den Menschen am höchsten gewürdiget, hat die Begabten befähigt, seine Statthalter zu sein auf Erden, seine Stellvertreter, und in seiner Liebe und Weisheit zu handeln an ihren Brüdern. Dieses ist auch das eigentliche Band, das die Menschen untereinander halten soll als eine Familie, das verhüten soll, daß die einzelnen Stände auseinandergehen wie die Planken eines gescheiterten Schiffs. Wir sollen geben und nehmen lernen, und beides unbeschwert, d. h. in der Liebe, und beides ist gleich schwer . . .“ (AN 21). „. . . das richtige Verhältnis zwischen Reichen und Armen, zwischen Gebenden und Empfangenden. Wenn man es recht begriffe, so würde kein Reicher hartherzig, kein Armer unverschämt sein, kein Reicher unverständig im Geben, kein Armer unverständig im Genießen, zwischen ihnen waltete die Liebe, und jede Gabe würde geheiligt durch den Sinn, in dem sie gegeben, genommen würde“ (AN 22). Bei einem solchen richtigen inneren Verhältnis wird auch der Arme nicht in der Armut verkommen, sondern er wird stets dem auftreibenden und anspornenden Einfluß des sozialen Organismus ausgesetzt sein und, sobald das Hemmnis wegfällt, zum mindesten seine Kinder, in die Reihe des erwerbenden und mit der Zeit besitzenden Teils der Gemeinschaft aufsteigen.

So sollte also die Armut sein „einem Altar gleich, auf dem das Volk opferte, seinen milden Sinn zu bezeugen“. Sie wird erst gefährlich, wenn sie ökonomisch und geistig-sittlich aus dem Zusammenhang des Gemeinschaftsorganismus fällt. Dies äußert sich darin, daß sie sich unverhältnismäßig vermehrt, und daß ihre Haltung eine negative, d. h. gehässige, feindselige und „drohende“ gegenüber den Besitzenden wird. Dann ordnet sie sich nicht mehr dem ökonomischen und sittlichen Auftrieb des Gemeinschaftsganzen ein, wird „selbständig“, bildet eine „eigene Kaste“, die „sich aus sich selber forterzeugt“, und wird zu einer „fressenden, wuchernden und zehrenden“ Krankheit am Volkskörper [1]. Diese eigentliche „Armennot“ veranlaßte G. zur Abfassung seines gleichnamigen Buches. Ihr gegenüber vermögen alle äußeren Versuche einer Abhilfe nichts Entscheidendes auszurichten; denn sie ist nur das äußere Zeichen einer geistig-sittlichen Not, d. h. eines

---

1) AN 32 ff.

innerlichen Zerfalls des sozialen Organismus: die echte innerliche Verfassung der Volksglieder, als einer in gegenseitiger Liebe verbundenen Familie, ist verloren gegangen; es ist eine Trennung der Klassen eingetreten (beschleunigt durch die kapitalistische Entwicklung), eine innere Entfremdung hat stattgefunden, die sich bis zur Feindseligkeit steigert und jeden organischen Auftrieb verhindert. Radikale Abhilfe kann im Grunde nur von der Wiederherstellung einer wirklich innerlichen, religiös fundierten Gemeinschaft herkommen; vorerst muß sie dadurch angestrebt werden, daß der Armut die aus ihr entstehende Generation entzogen und in zweckmäßiger Erziehung dem Volksganzen nach Möglichkeit wieder eingeordnet wird (Propagierung einer Anstalt zur Erziehung armer Kinder).

4. Wir sehen: das Problem der Gemeinschaftsorganisation ist für G. immer das gleiche, mag es sich um den Verband der Famile, den der Gemeinde oder eines Volkes handeln; es ist ein Problem innerer, d. h. seelischer Zusammenordnung. Am liebsten betrachtet und bezeichnet er das Volksganze als eine große Familie und drückt damit aus, wie sehr auch diese große Gemeinschaft auf den Grundsätzen der Familie: Liebe und Selbstentäußerung, beruht. Als Leitspruch dient ihm dabei das Wort des Apostel Paulus: „. . . durch die Liebe diene einer dem andern. Denn das ganze Gesetz ist in einem einigen Worte gefaßt: Liebe deinen Nächsten als dich selbst. So ihr euch untereinander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht untereinander verzehret werdet" (S. 198). „Die Liebe, die er (Christus) bringt, sie allein untereinander söhnt die Menschen aus, ebnet die Ungleichheiten, macht Unbill gut und verhindert Ungerechtigkeiten. Der sogenannte Sozialismus ist nichts als ein schlecht Surrogat für Christus" (JW 253). „Die verschiedenen Stände hätten einander verehrt und geliebt im Verhältnis der gegenseitigen Dienstleistungen. Der Beschenkte habe z. B. den Wohltäter geliebt, der Arbeiter den, welcher ihm Arbeit gegeben, und jetzt sei alles umgekehrt . . . . Eine Gesellschaft, aus lauter selbständigen, gstabeligen Ichs zusammengesetzt, besteht nicht. Das Ziel dieser Richtung ist die Barbarei des Tiertums" (ZB 139 ff.) Bei alledem ist es klar, daß die Frage der Gemeinschaftsorganisation sich in keinem Falle durch äußere Eingriffe, d. h. bloße Reglementierung[1]), endgültig lösen läßt: sie ist weder eine verwaltungstechnische, noch eine politische, sondern eine ethisch-psychologische, d. i pädagogische. Nur durch Erziehung und Selbsterziehung des Einzelnen läßt sich die innere Verfassung herstellen, die eine Gemeinschaft wirklich zutiefst begründet. Aeußere Reglementierung kann nur Notbehelf sein, solange die inneren Bedingungen fehlen. „Wo aber der innere Sinn fehlt, muß in bestimmten Fällen ein äußerer Zwang eintreten, bis der innere Sinn herangebildet ist und die Gesetze ersetzt . . . . Nun aber vergessen dieses die Staatsmänner und Juristen, welche die Gesetze machen; sie meinen, diese genügen für sich allein zu allem und für alle und achten nicht auf das innere Wesen und denken

---

1) Vgl. Förster, Staatsbürgerliche Erziehung, Leipzig u. Berlin 1914, S. 21 ff.

nicht daran, was aus diesem einst hervorgehen und ihre Gesetze zuschanden machen wird" (AN 22). In jedem Falle, wo man sich mit bloß äußerer Regelung begnügt, und nicht zugleich für eine pädagogische Bearbeitung der seelischen Grundkräfte sorgt, erzielt man wohl eine äußere Ordnung, unter dieser geordneten Oberfläche aber verkommt das innerliche Fundament, und die Gemeinschaft zersetzt sich schon langsam, während sie äußerlich noch fest zu stehen scheint, bis die Desorganisierung auch äußerlich zum Vorschein kommt und die mühsam bewahrten äußeren Schranken sprengt. So ging es z. B. mit den Armengesetzen. Man begnügte sich mit äußeren Verfügungen und Versuchen materieller Abhilfe und erkannte nicht, daß die Armennot nur das äußere Zeichen einer innerlichen Zersetzung des Volkskörpers war und auch nur von hier aus bekämpft werden konnte. Die Folge war ein Ueberhandnehmen nicht nur der Armut selbst, sondern auch des tiefer liegenden Uebels, bis zu dem Punkt, an dem G. die Gesellschaft stehen sah: vor der drohenden Revolution. „Ich meine nicht, daß die Gesetze die Armut unmittelbar erzeugten und ihren gefährlichen Charakter, aber ich meine, weil man den Gesetzen vertraute und mit ihnen für alles gesorgt zu haben glaubte und die Gesetze dem Buchstaben nach handhabte, so vergaß man, daß der Arme ein Mensch, ein Bruder sei, vergaß über den Gesetzen die Liebe, die einzige Mutter aller Gaben, die Segen bringen, vergaß über den Leib die Seele" (AN 19 u. 20). „Aber er sieht es jetzt, wie fürchterlich es sich rächt, wenn der Mensch alles in Gesetze setzt, aber nichts im Menschen sucht; wenn er Formeln und Formen auf die Throne setzt, sich in ihren Schatten legt und, was inwendig im Menschen sich regt, und das, was er neben den Gesetzen treibt, nicht achtet" (AN 18). „Und wenn alles dieses wäre, so könnte der Staat das Uebel nicht bei der Wurzel fassen, er könnte keine Liebe bringen in das Verhältnis der Armen zu den übrigen Menschen; er könnte das Innere der Armut nicht in Liebe pflegen und hegen, daß es anders würde nach und nach" (AN 59). Ein Beispiel dieser Lehre im kleinen ist das Schicksal der Käsereigenossenschaft in der Vehfreude: alle Statuten und Reglemente helfen nicht, wo die „Genossenschaft" nicht im Einzelnen seelisch-sittlich fundamentiert ist.

Handelt es sich nun von dieser Stellungnahme aus um die Frage nach der besten Form der Staatsverfassung, so ist es zweifellos diejenige, die das eigentliche Wesen auch der Staatsgemeinschaft, d. h. ihr Begründetsein auf den Einzelnen, nicht nur zum Ausdruck bringt, sondern auch darauf hinleitet und erzieht, nämlich diejenige, die auf der größtmöglichen Selbstbetätigung des einzelnen Bürgers beruht und eine solche verlangt. Wo die staatlichen Funktionen zuweitgehend besonderen Organen anvertraut sind, erlischt das staatliche und soziale Interesse des Einzelnen; er bleibt in seine Privatinteressen eingekapselt und geht so des fundamentalen erzieherischen Einflusses verlustig, den die Teilnahme am staatlichen Leben auf den Einzelnen ausübt, und der in einer eigentlich „staatlichen" Erweiterung seines Ich besteht. Die Regierung auf der anderen Seite verliert die Fühlung mit dem eigentlichen Leben der Gemeinschaft und bildet eine abgeschlossene „Kaste" ohne irgendwelchen Einfluß auf die Kräfte des staatlichen

Lebens. Die Folge ist natürlich eine innerliche Zersetzung des Ganzen. „In einer Republik aber sollte man, was nicht zentralisiert ist, nicht zentralisieren wollen. Es tötet das allgemeine Interesse am allgemeinen Wohl: das sei Regierungssache, heißt es; es hemmt alles Heranbilden der Menschen vom Kleineren, Spezielleren zum Bedeutenderen, Allgemeinen, es rottet am Ende alle Bürger aus und stiftet eine eigene Regierungskaste, deren Mitglieder sich dann vorkommen wie Eichen unter niederem Gesträuch, wie Vokale unter Konsonanten, jeder wird mehr und mehr wieder auf sein persönliches Interesse zurückverwiesen, und es bildet sich die Meinung, daß nur die bezahlten Staatsbeamteten zu dem allgemeinen Wohl zu reden, dasselbe zu besorgen hätten . . . ." (AN 57). „. . . . daß das das glücklichste Land sei, wo alle aufrichtig teilnehmen am Glück desselben, daß das das christlichste Land sei, wo jeder im Glück des anderen das eigene suche. Dieses auch ist die wahre und einzige Zentralisation, die einer Republick heilsam ist, die Vereinigung aller freien Kräfte freier Bürger zu des Vaterlandes Heil . . . Vereinte Herzen geben hundertmal mehr Kraft als hundert über einen Leisten geschlagene Verfassungen bei getrennten Herzen. Nur muß kein Schreiberlein oder Schulmeisterlein an die Spitze sich stellen, die freie vereinte Kraft regenteln wollen, sie abzirkeln und reglementlen wollen mit Lineal und Tabellen . . ." (AN 77 ff.). (Siehe auch G.s Aufruf der „Laien" in AN und der Schweizerschen Vereine in SW.)

Wir sehen, G. ist nicht nur als geborener Republikaner, sondern auch aus volkserzieherischen Erwägungen heraus für „Selbstregierung" und Selbstverwaltung des Volkes; seine politische Grundanschauung ist demokratisch, aufs natürlichste durchsetzt mit aristokratischen Tendenzen. Denn jede gesunde Gemeinschaft hat eine Art innerer Regulierung, dadurch, daß die tüchtigen Naturen und ihre Familien in ihr zu einer einflußreichen und maßgebenden Stellung emporsteigen. „Wer fromm ist, treu, fleißig und beharret darin und besteht darin und Hauszucht hält und seine Kinder übt in Zucht und Vermahnung Gottes, der hat es wie ein Baum, der gute Erde und eine feine warme Sonne hat . . . Ein Hausvater, der diesem Baume gleicht, gründet sein Haus auf einen Felsen, und im Hause wohnt Gottes Segen, und der Segen frommer Eltern baut auch den Kindern feste Häuser, wie Gott verheißen hat. Eine solche Familie wächst hoch auf, wächst über andere empor, wird mit Respekt betrachtet und vornehm geheißen, denn sie besteht lange, Gott erhält sie, solange ein Fünkchen guten Geistes in ihr waltet. Weicht der, fällt sie. Und wiederum gibt es Familien, sie schießen schnell hoch auf, fallen ebenso schnell zusammen, sie hatten keinen guten Grund, der Wurm der Ungerechtigkeit saß ihnen im Mark, und die ungerechten Kreuzer fraßen die gerechten. Und wiederum andere kleben mehr an der Erde, genießen, was jeder Tag bringt, streben nach keinem befreienden Ziele, schlagen daher nicht tiefe Wurzeln, schießen nicht hoch auf, sind dem Buschwerk ähnlich, die Welt achtet es wenig, über ihnen wacht aber auch das Auge Gottes, und nach dem Maße ihrer Treue mißt er den Lohn ihnen zu" (JW 256). „Wir haben nicht bloß ein leibliches Dasein wie jedes andere Tier, wir

haben auch ein geschichtliches Dasein (historische Existenz). Dieses ist das Vorrecht der Menschen so gut als Ehe und Erbrecht. In das geschichtliche Dasein tritt eine Familie oder kommt zum historischen Bewußtsein ihrer Existenz durch festes Besitztum oder eine bedeutende Persönlichkeit. Durch diese beiden Faktoren hauptsächlich werden Namen gemacht, die Familie erhält Bedeutung in ihren und anderer Augen, man spricht von ihr, man spricht von ihrem Werden, ihrem Sein, sie erhält eine Vergangenheit; wer eine Vergangenheit hat, darf auf eine Zukunft hoffen. Das Tier kennt das eine nicht, hofft auf das andere nicht. Um der Zukunft willen soll der Mensch die Vergangenheit hoch halten, sie soll ihm heiligen die Gegenwart. Tut sie das nicht, konserviert und kultiviert er die Tugenden nicht, welche der Familie ihr Dasein gegeben, so untergräbt er die Zukunft, es konserviert sich die Familie nicht, sie fault in den Wurzeln ab, der Wind verweht ihren Staub" (ZW 145).

So bildet sich durch eine Art selbsttätiger sittlicher Auslese eine soziale Stufenordnung, die selbst wiederum erzieherisch wirkt: auf diejenigen, die unten stehen, anspornend, auf diejenigen, die oben stehen, verpflichtend.

5. G. gründet bewußt die rechte Verfassung des Staates auf die rechte Verfassung des Einzelnen: „Daß die Kraft bei uns im Einzelnen liegt und jedes Einzelnen Wiege das Haus ist, während andere Völker die Kraft in der Masse suchen und der Masse Kraft in ihrer Größe und ihrer Verkittung. Um den Einzelnen kümmert sich keiner, und von keinem wird ein Heil erwartet . . . uns ist der Einzelne Augenmerk und Hauptsache; jeder für sich soll der rechte sein, dann wird auch das Volk in Masse als das rechte sich darstellen" (SW 334). Die Existenz des einzelnen kristallisiert sich im Hause, und so ist das Haus der eigentliche Wurzelboden für Kraft und Gedeihen des Staates. In ihm müssen sich die Kräfte und Tugenden entfalten und erproben, auf denen das Staatswesen sich aufbaut. „. . . wer im Kleinen nicht getreu ist, wie sollte der getreu im Großen sein; und wer es mit dem eigenen Hause nicht gut meint, wie sollte der es gut meinen mit dem Vaterland; und wer Weib und Kindern keine Freude opfern kann, wird der wohl Leib und Leben opfern dem Vaterlande? . . . Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterlande; aus dem Hause stammt die öffentliche Tugend, und wer kein treuer Hausvater ist, dem fehlt des alten Schweizers Art und Weise, dem fehlt der Heldenmut, der aus der Seele stammt" (SW 322). Der Bestand eines ehrenfesten und wohlbeschaffenen Hauses ist die Vorbedingung für den Bestand eines ehrenfesten und wohlbeschaffenen Staatswesens; G. wird ähnlich wie Riehl nicht müde, diese Wahrheit immer und immer wieder vor Augen zu stellen, „. . . daß vom Hause aus die Wiedergeburt der Schweiz gehen müsse, daß wieder einkehren müssen ins Haus die alte Tugend und die alte Frömmigkeit, wenn in Rat und Feld der alte Schweizersinn wieder glänzen soll" (SW 325).

Es sind jedoch keineswegs bloß staatsorganisatorische, d. i. politische Gesichtspunkte, welche G. bewegen, das Haus zum beherrschenden Mittelpunkt aller sozialen und staatlichen Organisation zu

machen, sondern ebensosehr pädagogische im eigentlichen Sinn. Das Haus ist ein Mittelpunkt pädagogischer Beziehungen; denn seine erzieherische Mission ist ja durch das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern noch nicht erfüllt, sondern sie erstreckt sich im weiteren Sinn auf alle, die mit ihm im Zusammenhang stehen. Damit zeigt sich an ihm nur etwas in besonders deutlicher Weise, was eigentlich allen Beziehungen der Menschen untereinander zugrunde liegt oder liegen sollte, daß sie nämlich neben ihrem offenkundigen und zunächst liegenden Sinn immer noch einen bedeutsameren und tiefer liegenden haben: den gegenseitiger innerer Hilfe und Förderung. Auf diesem echt christlichen Verantwortlichkeitsgefühl für die Seele des Nächsten muß sich das Verhältnis des Hausvaters zum weiteren Kreis des Hauses, den Dienstboten (im Handwerk Gesellen) aufbauen: „Es war ihm an seiner eigenen Seele gelegen, darum an den Seelen anderer auch: und wie er teilnahm, wenn ein Knecht oder eine Magd am Leibe krank war, so schmerzte es ihn auch, wenn er ihre Seelen in Gefahr sah; und wie er für kranke Diensten den Doktor kommen ließ, so suchte er auch ihre kranken Seelen zu doktern. Sowas ist nicht immer der Fall. Den meisten Menschen ist an den eigenen Seelen nichts gelegen, darum auch an den Seelen anderer nicht“ (UP 16). Dieses Verhältnis ist nicht nur ein ökonomisches, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sondern auch, und in noch höherem Maße, ein sittliches und gemütliches, als des Hausvaters zum Haussohn. „Meisterleut sind Meisterleut, und man mag sagen, was man will, auf die neue Mode: was die Diensten neben der Arbeit machen, gehe niemand etwas an: die Meisterleut sind doch Meister in ihrem Haus, und was sie in ihrem Hause dulden und was sie ihren Leuten nachlassen, dafür sind sie Gott und den Menschen verantwortlich“ (UP 6). Dadurch wird verhütet, daß der junge Mensch, der das Vaterhaus verläßt, allein stehe; er wird sofort einem neuen Lebenszusammenhang eingeordnet, der eine ähnliche erziehende, haltende und richtungbildende Wirkung auf ihn ausübt, wie das Vaterhaus, er ist dadurch vor Proletarisierung geschützt. „Im Hausvater liegt eine ganz eigene Kraft und Macht, auf dem Hausvater ruht das Deutschtum und das Christentum, vom Hausvater aus geht die erziehende Kraft und die väterliche Liebe; er ist die sichtbare Vorsehung, nimmt Anteil an den Freuden und Leiden des Leibes, vermittelt der Jugend übersprudelnde Lust mit dem christlichen Fortschritt, kümmert sich um das Heil der Seelen und um die Ehre des Hauses, welche vom Betragen Aller abhängt. Das Auge des Meisters ist über dem Gesellen auch außerhalb der Werkstätte, der Geselle muß sich anständig am Tische betragen, muß beten vor dem Essen, und wenn er gegessen; er erfährt es, daß sein Fortkommen nicht bloß von seinem Geschick im Handwerke abhängt, sondern ebensoviel von seinem christlichen Wesen und sittlichen Betragen, er wird freundlich ermahnt, wenn er gegen die Hausordnung sich verstößt, er wird fortgesandt, trotz seiner Handfertigkeit, wenn sein Betragen Aergernis gibt. Er fühlt es, er ist nicht bloß eine Handwerksmaschine, sein Meister zieht nicht bloß Vorteil von ihm und nährt ihm den Leib, sein Meister gibt ihm etwas, welches mehr wert ist als Lohn und Arbeit, er gibt ihm den christlichen Halt

im Leben, er ist ihm, was dem aus dem Baumgarten genommenen, ins Weite gepflanzten Bäumchen der Pfahl, an welchen dasselbe gebunden wird, damit es die Stürme überwinde und der eigenen Schwäche nicht erliege" (IW 26 ff.). „Bei jeder Mahlzeit wurde gebetet, des Sonntags ging man in die Kirche, und gerne sah es der Meister, wenn seine Hausgenossen etwas Frommes lasen oder ihre Schulkenntnisse übten. Eine Bibel, Platz und Schreibzeug standen ihnen zu Diensten des Sonntags, oder wenn sonst von der Arbeit gefeiert wurde. Fest hielt er seine Hausordnung, welche begreiflich strenger war für seine Lehrjungen als für den Gesellen, aber wenn ein Geselle die ihm gezogenen Schranken zum zweiten Male überschritt, so konnte er wieder wandern. Der Meister sagte: Er sei der Meister, und zwar nicht nur in der Werkstätte, sondern im ganzen Haus. Als er sein Haus eingerichtet, habe er die Hausordnung und des Hauses Zucht mit Gott beraten, nach Gottes Rat sie festgestellt, darauf Gottes Segen genossen, darum halte er diese Ordnung auch fest, bis ihm einmal die Augen zugingen; wer in die Ordnung sich nicht fügen wolle, könne weiter wandern" (IW 6). Ein ideales Verhältnis in dieser Beziehung stellt G. in UK dar.

Durch die industrielle Entwicklung im Handwerk ist eine Materialisierung und Mechanisierung der Beziehungen zwischen Meister und Gesellen eingetreten, und welche Folgen das für den Einzelnen hat, zeigt G. in IW. „Die Handwerke steigerten sich zu Etablissements, das Fabrikartige, wo jeder Arbeiter nichts anderes ist als der Zahn in einem großen Rade, ragte ins Handwerk hinüber, das christliche Band war zerschnitten, das Benutzen ward die Hauptsache: der Meister benutzte den Gesellen, der Geselle den Meister . . . der Erwerb und der Genuß ward beidseitig die Hauptsache, es entstanden gleichsam zwei Mächte, welche um die Macht stritten, sich gegenseitig Boden abzugewinnen suchten. Und die Materie war es, um die sie sich stritten und immer heftiger, je mehr das geistige Element entwich" (IW 27).

Wir sehen, wie sich für G. sowohl das wirtschaftliche als auch das geistig-sittliche Leben eines Volkes um den Organismus des Hauses gruppiert. Sein Ideal ist eine Art patriarchalischer Verfassung. Damit gehört er allerdings der vorkapitalistischen Periode an; zu der neuen Entwicklung verhält er sich negativ. Damit ist natürlich nicht viel gedient; trotzdem ist der sittliche Grundgedanke seiner Sozialpolitik unter veränderten Verhältnissen auch heute noch gültig.

6. Je weiter wir in der Betrachtung von G.s pädagogischen Anschauungen vordringen, desto mehr muß uns zum Bewußtsein kommen, wie sehr dieselben im Religiösen[1]) verankert sind, und wie sehr sie nach einem Abschluß im Religiösen hindrängen. Wie kaum ein anderer vermag G. die Ziele, Beweggründe und Verhältnisse des Diesseits als Triebkräfte der sittlichen Höherbildung zu würdigen und in Rechnung zu stellen; aber eben aus der intimen Kenntnis dieser Faktoren heraus weiß er auch, wie wenig sie zuletzt genügen, ja wie sie zu Hemmnissen

1) Hierzu vgl. Natorp, Pestalozzi, 3. Kap., § 5.

werden können, wenn das menschliche Dasein nicht über sie hinauswächst, sondern auf sie allein eingestellt bleibt. „Wie die Siege dem Sieger zieht sie (die Welt) ein in des Eroberers Herz, wirft dort zum Herrn sich auf, zum Knechte wird der Mensch, . . .“ (UP 10). Die Erziehung durch die Welt ist deshalb nur eine Art Propädeutik, sie muß zu einer religiösen (für G. = christlichen) Lebensauffassung und Lebensführung hinleiten, für welche der Schwerpunkt des menschlichen Lebens im Jenseits liegt, und welche erst vollständig vermag, den Menschen von der Herrschaft der Dinge und ihres subjektiven Korrelats, den selbstsüchtigen Trieben, loszulösen (vgl. AB Kap. 21). „Aber zum ersten darf das zweite nicht fehlen. Ohne das zweite hätte man allerdings an die Kinder nur eine polierte Handhabe angeschraubt statt der früheren hotigen, an welcher der Teufel sie etwas anständiger, fast wie andere gebildete Leute fassen könnte. . . . Nein, wenn sie einmal aufgerichtet sind, gesunder Boden unter ihren Füßen ist, dann muß über sie das Bewußtsein kommen, daß sie nicht bloß einen Leib haben, der zu nähren sei; daß sie nicht bloß für sich da seien, um sich bequem durch die Welt zu schlagen, sondern daß sie für ein ewiges Leben bestimmt, nicht bloß arme Buben seien, sondern Kinder Gottes und Glieder des großen Bundes, der das Reich Gottes auf Erden mehren will; . . . daß sie im Himmel einst leuchten sollen als die Erwählten des Herrn, die er über vieles setzet, weil sie über wenigem getreu gewesen“ (AN 154). Jede individuelle Entwicklung muß deshalb, soll sie ihre Bestimmung wirklich erfüllen, im Religiösen abschließen und also ähnlich wie die Ulis verlaufen: „Der erste Teil . . . die Geschichte eines Knechtes, welcher durch Treue aus einem Knecht zum Meister wurde. Dieser zweite Teil . . . die Geschichte eines Meisters, welcher in den Banden der Welt lag und welchen der Geist wirklich frei machte“ (Vorrede zu UP). In dem Kapitel: „Wie ein Schulmeister merkwürdige Betrachtungen anstellt“, zählt G. „S t ü t z e n“ auf, welche den Menschen aus dem tierischen Zustand emporheben. „Denn welch starker Stamm einer auch für andere sei, er vermag doch nicht für sich alleine zu stehen, er bedarf wieder eines Stammes, um sich aufrecht zu erhalten. Keiner in Menschengestalt hat je die Erde betreten, der durch selbsteigene Kraft das Haupt emporgehoben und ungebeugt und ungeknickt geblieben wäre. . . . Solcher Stämme sind nun vielerlei, denn die suchende Seele erfaßt nicht nur Seelen, sondern auch Sachen, auch Gegenstände, selbst bloße Einbildungen, und erwählet sie zu Trägern ihres Daseins, ihres Heils. Je fester die Säule steht, desto sicherer das Heil; je höher die Säule geht, je näher kommt der Mensch dem Himmel; je niederer dieselbe bleibt, desto ähnlicher bleibt der Mensch dem Tiere“ (SM 336 ff.). Solche Stützen sind Besitz („Geld“), Ahnen- und Familienstolz, Stellung in der Gesellschaft („Posten und Pöstlein“). Aber „alle diese Stützen vermögen wohl vom Tier den Menschen zu erheben, dem Leibe Behaglichkeit, der Seele Stolz oder eine Art von Selbstgefühl zu geben; allein je sinnlicher sie sind, desto gebrechlicher sind sie, und der Erde entsprossen, erheben sie sich nicht über die Erde, und darum auch andere nicht“ (SM I 338). Auch die „Ideen“ vermögen das nicht, sondern allein „Christus“. Darin sieht

der Volkserzieher G. die überragende Bedeutung der christlichen Religion, daß sie sich dem Menschen nicht sowohl als „Lehre“ darstellt, sondern als „gelebtes Leben“, als in Christus verkörpertes Ideal: „Ideen sind aber gar dünne Wesen, und die meisten Augen sehen nicht, was nicht dick verkörpert ist; darum ist uns darin die heilsame Gnade Gottes erschienen, daß er diese Ideen in seinem Sohne verkörperte. In ihm erscheint uns die wahre Freiheit, die geistige Schönheit (Heiligkeit), die Liebe männiglich sichtbar, sichtbar auch den Einfältigen, Unmündigen, den Armen im Geiste“ (SM 342).

Es wird von hier aus ohne weiteres klar, welche Bedeutung der Religion als staatsorganisatorischer Macht zukommt[1]). G. verkennt keineswegs die Bedeutung der triebhaften und gefühlsmäßigen Grundlagen für die Bildung einer jeden Gemeinschaft. Er verteidigt einmal die Bedeutung der „Stammeslehre“ gegen „die heillose Lehre von der Kultur und der Allgemeinheit und der Weltbürgerschaft“; sein „Eines Schweizers Wort an den schweizerischen Schützenverein“ zeigt, wie sehr er gewillt ist, Nationalgefühl und Nationalstolz politisch und pädagogisch zu benützen. Trotzdem ist er sich wohl bewußt, daß die tiefsten Wurzeln des Staates in einer Lebensauffassung liegen, welche den Menschen über das bloße Diesseits hinausweist und ihn zur „unerschütterlichen Treue gegenüber seiner geistigen Bestimmung erzieht“ (Förster). „Das Christentum allein heiliget die Staatsformen und garantiert die Wahrheit, es fordert Treue, ehrt jede Persönlichkeit, sichert alle Güter, verbindet alle Bürger durch Liebe zu Brüdern und hat den obersten Grundsatz: Was du willst, daß dir die andern tun, das tue du auch ihnen“ (ZB 141 ff.). „Geht von Haus zu Haus, und wo ein wackerer Hausvater ist, der seiner Familie wohl vorsteht, in Ehrbarkeit sein Haus regiert, und in Zucht und Sitte Söhne und Töchter hält, so hat dieser Gottesfurcht und glaubt an das ewige Leben, und wo ein Hof lange in einer Familie bleibt, da hatte die Familie saubere Hände und fromme Herzen, und wenn ihr jemand etwas sehr Wichtiges anzuvertrauen habt, so werdet ihr sicher einen gottesfürchtigen Menschen wählen. Ein solcher sieht nicht auf den augenblicklichen Vorteil, er denkt an das ewige Leben“ (JW 361). Allerdings muß sich auch der Staat selbst dem religiösen Prinzip ein- und unterordnen und seine ganze Existenz an dem höchsten Gut, dem Heil der Seele, orientieren. „Religion und Staat sind beide aufs innigste verbunden“, und G. steht der Anschauung nicht allzufern, welche der Kirche die Oberhoheit über den Staat (wenigstens prinzipiell) vindiziert.

7. G.s Auffassung der Religion ist durchaus praktisch; ihm ist die Religion eine Lebensmacht, die sich im Leben kund tun und auswirken muß. „Der Pfarrer war ein gutmütiger heiterer Mann; um Glaubensformen zankte er nicht, aber in Glaubenswerken eiferte er mit jedem . . .“, heißt es von dem alten Pfarrer in AB (200). „Aber darin bin ich verschieden von vielen, daß bei mir das religiöse Element keine andere und bessere Form sucht als Leben in Gott, und dieses

1) Hierzu Förster, Staatsbürgerliche Erziehung, Zweiter Teil, III.

Leben durch mich und andere immer deutlicher darzustellen, und das nicht durch besondere Gesellschaften, Missionen, Formeln zc., sondern eben durch das Leben selbst" (Brief an Burkhalter vom 27. Okt. 1840). „. . . wie das gleiche Leben des Baumes Wurzeln durchströmt, welches in dessen Krone rauschet, so will der christliche Glaube im Herzen wohnen und das Leben in den Werken sein, und wie nichts den Baum sicherer tötet, als wenn man die Krone abschlägt und alles Treiben des Baumes, jedes Blatt, wie jeden Zweig, sowie sie sichtbar werden, abschneidet, so wird der Glaube faul und tot, der bloß im Herzen wohnen, im Leben sich nicht zeigen soll, . . ." (GT 56 ff.) Es handelt sich deshalb bei der lehrhaften Ueberlieferung der Religion vor allem darum, daß sie eine lebendige und lebenschaffende sei, d. h. daß das religiöse Gut nicht nur in den überlieferten Formen mitgeteilt und weitergegeben, sondern daß es in lebendige Beziehung zu dem konkreten Leben des Einzelnen gebracht und so für sein persönliches Bedürfnis fruchtbar gemacht werde [1]). „Wir wollen keine Abhandlung schreiben, aber sagen müssen wir, daß wir es für eine große kirchliche Sünde halten, daß man eben Heiland und Sünde, und, wenn man will, alle kirchlichen Lehren allzu kirchlich, d. h. allzu allgemein dargestellt hat, namentlich in unserer Kirche . . . Das Allgemeine, Großartige von Gott und Kirche ist allerdings großartiger, klingt schöner in Predigten und geht jungen Kandidaten und vergrauten Professoren absonderlich leicht vom Munde, aber wir glauben eben, von diesem Allgemeinen, dem hoch über der Menschen Gedanken, in den Lüften Schwebenden, komme her, daß so lange schon und so viele der Kirche sich entfremdeten; der Heiland wurde ihnen nicht gebracht, sie sollten ihn erspringen oder vielmehr ergumpfen, daß sie ihn ihrerseits so allgemein nahmen, so alles in Bausch und Bogen . . . Christus mit seinen Symbolen will nicht hoch oben schweben, er will inwendig in jedem sein, jedes Herz soll seine Krippe sein. Er ist immer der gleiche Heiland und will doch jedem sein eigener, besonderer sein, wie auch jeder ein eigener besonderer Sünder ist" (SB 114). Auf diese Weise kommt es, daß Religion und Leben bei den meisten vollständig getrennte Gebiete sind, anstatt daß sie sich gegenseitig fördern, tragen und durchdringen. „Wo nun das erste Buch (die Bibel) vor Augen liegt, da wird dem Menschen begreiflich der Fall und Ungehorsam der ersten Menschen im Paradiese, und wie notwendig zur Auferstehung dem Menschen ein Heiland geworden; aber den eigenen Fall und wie er selbst sich aufzurichten, begreift er nicht, und wo er nun siehet ins andere Buch, da wird ihm sein Fall nur zu begreiflich, aber ein Heiland scheint ihm nicht nötig; die Auferstehung, welche das Leben fordert, scheint ihm zu liegen im Bereiche der eigenen Kraft" (AB 74). „Ich aber ward hingerissen im Strudel und wußte es nicht. Ich kannte die 10 Gebote. Aber was helfen die 10 Gebote, wenn man die Seele nicht kennt in ihren Kräften, ihren Schwächen, das Leben nicht kennt in seiner Schalkheit und Bosheit? . . . Gar viele Menschen kennen die Namen von Tugenden und Lastern, aber sie erkennen sie im Leben

---

1) S. Förster, Jugendlehre, S. 104: „Religionslehre und ethische Lehre".

nicht, noch viel weniger in der eigenen Seele. Mich dünkt, eine Geographie der Herzen täte ebenso not, als eine von Spitzbergen, und die Lehre und Geschichte der Seele wäre ebenso wichtig als die Lehre von Flötz und Urgebirg und die Geschichte der 3 Söhne Noahs. Alles Sicht- und Tastbare soll das Kind kennen lernen, . . . aber zum Reiche des Geistes gibt man ihm den Schlüssel nicht, die Kenntnis der eigenen Seele" (SM II, 232). „Also nicht bloße Lehre des Gebots genügt — und sei sie mit noch so feierlichen Sanktionen umgeben — sondern eine richtige Auslegung des menschlichen Lebens und ein Wissen von der menschlichen Seele brauchen wir, das uns zeigt, welche Beziehung das Gebot zum vielgestaltigen, konkreten Leben und zur täglichen Erfahrung hat, wie weit sein Sinn und sein Geltungskreis reicht, welche Widerstände der gewordenen geschichtlichen Wirklichkeit und der menschlichen Natur ihm entgegenstehen und welche psychologischen Hilfen uns zu seiner Verwirklichung möglich sind", schreibt Förster im Anschluß an die oben zitierte Stelle. „Sie können nichts, am allerwenigsten die Religion mit dem Leben verbinden und dadurch sie lebendig machen. Darum hat man gewöhnlich, je mehr Religion in der Schule getrieben wird, desto weniger, wenn man aus der Schule ins Leben kommt", läßt G. den Wehrdi im "Schulmeister" sagen, und aus einer ähnlichen Stimmung heraus ist der „Visitaz-Bericht" des Pfarrers und Schulinspektors G. im „Jahr der Jubelfeier der Reformation" entstanden, in dem es heißt: „Das Kind lernet gedankenlos religiöse Formen plappern mit großer Anstrengung und empfindet am Ende an ihnen und allem, was es daran mahnt, Ekel und Ueberdruß. Der Heidelberger wird als Buchstabier- und Lesebuch benutzt, gedankenlos unselige Male durchblättert, sodaß es später nicht mehr möglich ist, sie (die Kinder) dabey zum Denken zu halten, ihr Gefühl auch durchaus abgestumpft ist, etwas bei seinen Ausdrücken zu empfinden. Wenn die Kinder im 15-ten Jahr in die Unterweisung kommen, so ist es bey den meisten unmöglich, die seit 9 Jahren immerfort verhärtete Kruste der Gedankenlosigkeit und Unempfindlichkeit zu durchbrechen und den erstarrten Formen Leben zu geben" (Beitr. 75). G. schlägt vor, daß an Stelle des „Heidelberger" ein Buch treten solle, „zusammengesetzt aus lauter kleinen Geschichten mit religiöser Tendenz, durch welche den Kindern das ununterbrochene Walten des gütigen Vaters im Himmel klar würde und ihre Gedanken und Empfindungen eine religiöse Richtung erhielten" (Beitr. 75). Wie sich G. die vorbildliche Wirkung der Predigt denkt, sehen wir aus folgender Schilderung in GG, wo ja die Predigt des Pfarrers direkt einen Bestandteil der Handlung bildet: „Da ward den Gliedern der Familie der Text lebendig, der Stein ward zum Diamant, der die hellsten Strahlen durch die Seele warf und alle Falten erleuchtete. Es war ihnen, als sähe der Pfarrer in ihren Herzen eine eigene Schrift und läse ihnen die ab, und diese Schrift erzähle alles, was sie erlebt, und wie es in ihren Seelen gewesen, wie ein Irrtum sie an den Rand des Abgrundes geführt, und läse nun auch, was in solchem Zustand helfen könne und was ihnen wirklich geholfen. . . . In Staunen, in frommer Bewegung versunken, hörten sie, wie von der Kanzel herab abgelesen ward vor

der ganzen Gemeinde ihrer Herzen Geschichte und Zustände, es war, als stünde dort oben ein wunderbarer Zauberspiegel, in welchem zu sehen wäre das Innere der Herzen, welches sonst den Augen der Menschen verborgen ist“ (GG 116).

Dabei ist G. weit entfernt von einer rationalistischen Behandlung der religiösen Probleme, wie schon die ausgeführten Predigten in seinen Werken zeigen. Er verwendet in ihnen reichlich, für unseren heutigen Geschmack etwas überreichlich, das, was der Homiletiker Allegorese nennt, und redet in Bildern und Gleichnissen von den Wundern der religiösen Erfahrung. „Weißt du“, spricht der Pfarrer in AB, dem G. Züge von sich selbst geliehen hat, „vor bald 50 Jahren, . . . wie man nicht von Gnade predigen durfte, ohne verlacht zu werden, und vom Heiland kaum, wenn man nicht für einen Tropf angesehen sein wollte? Weißt du noch, wie man damals so weltlich predigte, vom Allerlei, vom äußerlichen Gehorsam zuweilen, aber auch von allem Nützlichen, von der Stallfütterung und vom Kleebau, vom Fischfang und der besten Art Fische auszunehmen und zu kochen? Habe ich damals Mode und Brauch mitgemacht? Hast du mich deshalb nicht oft gerügt und gesagt, du hörtest mich so gerne predigen, weil es etwas fürs Herz sei und nicht bloß für Stall und Küche? Jetzt sind bald 50 Jahre vorüber, und der gleiche bin ich, Gottlob, nicht geblieben, nicht auf einer Stelle bin ich stille gestanden; gegangen bin ich, wie auch die Sterne Gottes gehen, und ich fühle es, ich stehe näher dem Tore, hinter dem die Herrlichkeit ist; aber ich bin gegangen auf meine Weise und werde den Lauf behalten; ich weiß es, es ist mein Lauf und führt zu Gott; . . . ein klein Sternlein will ich sein in Gottes unzählbaren Heeren; des Menschen Auge unterscheidet mich nicht; aber mich sieht Gott und meinen eigenen Gang“ (AB 245).

Lebenslauf.

Ernst Julius Wilhelm Rößle ist geboren am 20. Dezember 1890 zu Ulm a. D. Er besuchte 1897 bis 1905 die Mittelschule in Ulm, von 1905 bis 1910 das Lehrerseminar in Nürtingen, das er Januar 1910 nach abgelegter Dienstprüfung verließ. Nachdem er ein Jahr lang im württembergischen Schuldienst an verschiedenen Orten tätig gewesen war, bezog er SS. 1911 die Universität München, wo er zuerst Philosophie, Kunstgeschichte und Geschichte, dann, nachdem er im Juni 1913 die Reifeprüfung am Gymnasium in Ulm abgelegt hatte. Pädagogik, Psychologie und Literaturgeschichte studierte. Seit WS. 1915/16 studiert er an der Universität Jena. Von seinen Lehrern fühlt er sich Herrn Prof. Förster und Herrn Geheimrat Wölfflin zu ganz besonderem Dank verpflichtet.